

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Coloured pages/
Pages de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Pages damaged/
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion
along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la
distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear
within the text. Whenever possible, these have
been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées
lors d'une restauration apparaissent dans le texte,
mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont
pas été filmées.

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>									



St. Michael,



Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

September, 1898.

Nummer 12.

O, Maria, hilf!

Soll nimmer den Weg zurück ich finden
Aus Eis und Schnee in das grünende Thal,
Von der Felsenjacke, zerrissen und kahl,
Aus Spalten und Schroffen und Klüften und Schründen?
Kings schwarze Nacht,
Kein Sternlein lacht.
Soll nimmer das traute Heim ich erreichen,
In schauriger Wildniß im Tode erbleichen?
O, Maria, hilf!

Da drunten jammern die lieben Kleinen
Nach der liebenden Mutter tröstendem Wort:
„Sie blieb ja so lange, so lange schon fort!“
Sie hungern und frieren und jammern und weinen.
O Jungfrau hehr,
Mein fleh'n erhör',
Erhelle den Pfad mir, du himmlische Leuchte,
Schau huldvoll auf die Verirrte, Gebeugte.
O Maria, hilf!

O wär' ich doch drunten und wär' ich gerettet!"
Da lichtet zum Tag sich die grausige Nacht,
Und eine unsichtbar wirkende Macht
Sie wälzt die Kolosse und ebnet und glättet
— Ist's eitler Wahn? —

Die Felsenbahn,
Die Zacken verschrumpfen, die Schlünde sich schließen,
Und drunten des Dörfleins Strohdächer grüßen.
Maria hilft!

Ganz nahe steht sie, vom Glanze umgeben,
Und reicht der Verirrten zur Führung die Hand.
Die schreitet so sicher am Klippenrand
Ohn' Fürchten und Sorgen und Zagen und Beben
Wie im Traum,
Sie fühlt es kaum.
Bald sieht sie sich in der Kinder Mitten,
Die sie jubelnd umdrängen mit Fragen und Bitten.
Maria, Preis und Dank!

W. Achternmann, Dortmund.



Die Missionsthätigkeit der Kirche.

Von Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.

Die Kirche Gottes ist nach dem Willen ihres Stifters für alle Völker und alle Zeiten gegründet, und hat die Aufgabe, alle Schaafe, die noch nicht zum wahren Hirten gehören, diesem zuzuführen, damit „ein Hirte und eine Herde“ werde.

Solange dieser Endzweck nicht erfüllt ist, gibt es für die Missionsthätigkeit der Kirche keine Ruhepause, und die Thätigkeit selbst begann mit dem ersten Pfingsten und wenn Europa und Amerika heute christlich sind, so sind sie es eben nur durch die Arbeiten und Leiden der Missionäre geworden. Schon die Apostel vertheilten die damals bekannte Welt unter sich, und sorgten dafür, durch Einsetzung von Bischöfen an geeigneten Punkten das Gewonnene zu bewahren und mehr auszubreiten. Diese Thätigkeit setzte großen Aufwand von Zeit und Geld und Opferliebe voraus, letztere ganz besonders, denn nie wurde ein Volk anders gewonnen, als durch Liebe. „Sehet, wie diese Christen sich lieben,“ war das Schibboleth des Christenthums, und da die menschliche Natur sich gleich bleibt, so ist der Grundsatz heute eben so maßgebend, als er es in den ersten Jahrhunderten war.

Auch nicht katholische religiöse Körperschaften fühlten die Nothwendigkeit der Missionsthätigkeit, und so sehen wir schon im vierten Jahrhundert die Nestorianer bis an die äußerste Ost-Grenze Asiens und in Afrika vordringen, um für ihre Sekte Propaganda zu machen. Später drangen die Moslems mit Waffengewalt vor. Die Manichäer und ihnen verwandte Sekten breiteten sich über die Ostküste Afrikas und Europas aus. Die Sektirer des 16. Jahrhunderts enthielten sich lange der Mission nach außen, und wir können eine systematische überseeische Mission erst im 19. Jahr-

hunderte finden. Daß es schon im 17. Jahrhundert protestantische Gemeinden z. B. in Amerika gab, beweist nichts gegen den Satz, denn diese Gemeinden verdanken ihre Entstehung nicht der Befehrung der Eingeborenen, sondern der protestantischen Einwanderung.

Jetzt aber sind die Protestanten in allen Theilen der Welt sehr thätig, und die reichlichsten Geldmittel, sowie Regierungsschutz stehen ihnen zur Verfügung.

Unter diesen Umständen sollte man großartige Erfolge erwarten und ein rasches Wachsthum der verschiedenen Sekten.

Gerade das Gegentheil ist jedoch der Fall.

Wohl haben sie manche schlecht-unterrichtete oder ihres sündhaften Lebens wegen mit der Kirche zerfallenen Katholiken zum Abfall gebracht, die Convertiten aus dem Heidenthum dagegen wollten sich nicht einstellen, oder blieben ihnen nicht treu. Geld und Mühe sind verschwendet worden, und einjichtsvolle, vorurtheilsfreie Protestanten gestehen dies ein und weisen auf die Gegensätze zwischen katholischen und protestantischen Missionen hin.

Welches sind die Gründe dieses Mißerfolges?

Der Hauptgrund ist der Mangel an Beruf. Niemand gibt sich selbst die Ehre, sondern wer von Gott berufen wird, wie Aaron. Der Befehl „Sehet hin in alle Welt, lehret alle Völker“, wurde den Aposteln und ihren Nachfolgern gegeben, nicht aber den von der Kirche Getreuten, die, weil sie die Kirche nicht hören wollen, auf Befehl Christi wie Heiden und öffentliche Sünder zu behandeln sind.

In Gottes Segen ist Alles gelegen. In hervorragendster Weise trifft dies in Betreff der Missionen zu. Gott allein kann die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenken, und wen er beruft, den beruft er zur

Wahrheit, nicht zum Irrthum. Menschliche Beredsamkeit und finanzielle Unterstützung sind Augenblicksbeweggründe, werden aber ohne Gott niemals Dauerndes hervorbringen.

Der zweite Grund liegt in der inneren Zerfahrenheit des Protestantismus. Denn es existiren Fehden nicht nur zwischen Sekte und Sekte, sondern innerhalb derselben Genossenschaft. Wenn nun ein Prediger vom Andern abweicht, der eine erlaubt, was der andere verbietet, der eine läugnet, was der andere predigt, so ist es nur natürlich, daß widersprechende Sätze und Sätze keine Beweiskraft haben.

Ein dritter Grund liegt darin, daß die Sekte immer dem Lande, in dem sie entstanden ist, auf den Leib geschnitten ist, und in ihrer ganzen Verfassung national ist. Es fehlt ihr an Katholizität. Sie war von Anfang an nie für die ganze Welt berechnet, und daher kommt es, daß Lutheranismus und Calvinismus schon zu Lebzeiten der Reformatoren sich in Zweige spalteten, die das Allen Gemeinsame erst national färbten, um schließlich ganz und gar national zu werden. Wir können aber unmöglich erwarten, daß Neubekehrte alle nationalen Ueberlieferungen und Gewohnheiten vollständig aufgeben, und sich sofort in eine der ihrigen grundverschiedene Kultur hineinleben. Damit ist jeder Sekte eine nationale Grenze gezogen, außerhalb welcher sie nicht blühen und gedeihen kann.

Ein vierter Grund ist das Aufgeben wichtiger Moral-Grundsätze. Die protestantischen Prediger Amerikas erlaubten durch Synodalbeschuß die Viehweiberei in einigen ihrer Missionen, da nach Angabe der Reverends ohne dieses Zugeständniß eine Bekehrung unmöglich sei. Wie man aber Christen heranbilden könne durch Aufgeben der Grundlehren des Christenthums, sieht der beschränkte Unterthanen-Verstand nicht ein.

Einen weiteren Grund bildet die Beweibtheit der protestantischen Sendboten gegenüber der Ehelosigkeit katholischer Missi-

onäre. Der Familienvater kann sich nicht mit ungelheiltem Interesse seinem Missionsberufe hingeben, ja oft werden Familieninteressen den Interessen Gottes vorgezogen, während der durch solche Bande nicht Gebundene jede persönliche Rücksicht hintansetzend, ganz in seinem Berufe aufgeht. Die Heiden sind nicht blind, sie sehen den Gegensatz und neigen sich unwillkürlich dem einzelnstehenden Manne zu.

Schließlich fehlt es in den protestantischen Missionen an Opfergeist. Der Prediger sucht mehr sich selbst, als das Heil der Seelen. Mit reichlichen Mitteln ausgestattet, lebt er in Wohlstand an den Küstenplätzen unter dem Schutze der Kanonen der Kriegsschiffe, oder wenigstens eines Consuls. Er hält viele Dienerschaft, vermeidet harte körperliche Arbeit, scheut sich vor Schmutz und Ansteckung, liebäugelt mit den Wohlhabenden und Einflußreichen, und behandelt die Armen von oben herab (wie es ja auch in protestantischen Ländern durchgehends geschieht.) Da er nicht Allen Alles wird, kann er unmöglich Alle anziehen, und im Falle einer Gefahr verläßt er seine Herde und rettet sich und die Seinigen.

Berücksichtigen wir noch, daß er seinen Zuhörern nichts zu bieten hat, als eine Bibel und seine eigenen Predigten; aber kein Opfer, keine Sakramente, keine Segnungen, keinen feierlichen, auf Auge und Herz Eindruck machenden Gottesdienst, so finden wir es sehr begreiflich, und naturnothwendig, daß die protestantischen Heidenmissionen unfruchtbar bleiben, und sich in Wahrheit als nichts anderes charakterisiren, als ein Kampfmittel gegen die katholische Kirche, darauf berechnet, das von katholischen Missionären Geschaffene so weit als möglich wieder zu zerstören.

Andererseits stellt sich die katholische Missionsthätigkeit uns vor Augen. Die Kirchengeschichte ist in ihrem Haupttheile eine Geschichte der Missionen, und eine große Zahl der Blätter dieser Geschichte ist mit Blut geschrieben. Der Stifter der Kirche trat in blutigem Tode in sein Heiligthum ein, und

seine Jünger folgten den Fußstapfen des Meisters. Jeder Missionär, der einen neuen Weinberg Gottes zu bearbeiten gedenkt, ist schon von Anfang an überzeugt, daß sein Blut der Kitt ist, der den Eckstein der Kirche in dem neuen Grunde befestigt, und er handelt demgemäß.

Er gibt nicht nur Familienbände und Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens auf, er gibt sich selbst auf, bietet sich auf dem Altare als freiwilliges Opfer dar, und wünscht von Herzen, daß sein Opfer angenommen werde, er sehnt sich darnach sein Leben für seine Schaafe hinzugeben, und nach dem Ausspruche des Heilandes selbst gibt es keine größere Liebe. Mit ganzer Kraft wirft er sich deshalb auf seine Arbeit, und ob der Tod ihm droht durch Hunger, Sumpfsieber, vergiftete Pfeile oder Lanzenstoß oder Keulenschlag, er verachtet die Gefahr und das einzige Bestreben, in dem sein ganzes Sinnen und Trachten aufgeht, ist Seelen für Gott zu gewinnen.

Deßhalb bemüht er sich, die Sprache der Einwohner zu lernen, mit ihnen in Schilfhütten zu wohnen, ihre Kost mit ihnen zu theilen, und seine überlegenen Kenntnisse und Erfahrungen zu Gunsten derselben zu verwerthen. Es ist eine mühselige, erschöpfende Aufgabe, und jeden zeitlichen Lohnes baar. Denn nach jahrelangen Anstrengungen hat er sich nicht soviel erworben, um seine Blöße anständig bedecken zu können.

Mißerfolge entmuthigen ihn nicht, und es ist ein äußerst seltener Fall, daß eine einmal begonnene Mission wieder aufgegeben wird. Und selbst dann ist es nur, um auf einen günstigeren Augenblick zu warten, und dann den Faden wieder aufzunehmen. Ein sprechendes Beispiel aus unseren Tagen ist die Mission in Korea. Die Priester wurden hingemordet, die Befehrten ihres Vermögens beraubt und in unwirthliche Gegenden verbannt, theilweise getödtet. Der jetzige hochwürdigste Bischof lag über zwei Jahre lang an der chinesisch-coreanischen Grenze, um eine Gelegenheit auszuspähen, in Verkleidung wieder auf das ihm angewiesene

Arbeitsfeld zu kommen. Er wußte, daß im Falle der Entdeckung ihn ein grausamer Tod erwartete, aber diese Erwartung kühlte weder seinen Eifer noch störte sie seine Ruhe.

Was sind die vielgerühmten Heroen der Weltgeschichte, verglichen mit solchen Männern? Wie kleinlich erscheinen ihre Thaten im Vergleich zu solchem Heldennuthe? Die protestantische Welt hat nur Verleumdung und Verachtung für sie, vor Gott jedoch sind sie Sterne erster Größe.

Würde die Mission individueller Anstrengung überlassen, so wären die Früchte derselben verhältnißmäßig klein ja oft würde der Bestand der Mission selbst von dem Leben oder Tode des einzelnen Missionärs abhängen. Nur organisirte Körperschaften, die von demselben Geiste befeelt sind, und deren einzelne Mitglieder sich gegenseitig in die Hände arbeiten, sich ergänzen, und entstehende Lücken sofort ausfüllen, können durchschlagende und nachhallige Erfolge erzielen. Wir sehen deshalb auch die Heidenmissionen größtentheils in den Händen religiöser Orden oder von Vereinigungen von Weltgeistlichen, die ohne Ordensgelübde abzulegen, sich wie ein Orden konstituiren, und wenn wir die Jahrhunderte der Geschichte überblicken, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß neun Zehntel der christlichen Welt durch die Missionsthätigkeit der religiösen Orden christlich wurden. Die Benediktiner bekehrten den Norden Europas, die Franziskaner drangen schon im 13. Jahrhundert bis China vor, die Karmeliter wirken in Palästina, Syrien und Mesopotamien, u. s. w., u. s. w.

Allein selbst diese Ordensgenossenschaften bedürfen der Mithilfe der katholischen Welt, hauptsächlich zu Erschwingung der bedeutenden Auslagen. Deshalb bildeten sich im Laufe der Zeit Vereinigungen von Laien, um die Missionen zu unterstützen. Theilweise sind ihre Aufgaben localer oder nationaler Natur, wie der Bonifazius und St. Michaels Verein in Deutschland, theilweise sind sie im ächtesten Sinne des Wortes

katholisch, d. h. sie umfassen den Erdkreis und helfen überall, wo Hilfe noththut, ohne Rücksicht auf Nationalität. Die Wichtigsten dieser Vereine sind der Verein der Glaubensverbreitung und der Kindheil Jesu Verein.

Ersterer gibt den Missionären die Mittel an die Hand, zu leben, arme Convertiten zu ernähren, Kirchen und Schulen zu erbauen und zu erhalten und dergleichen. Letzterer, besonders unter katholischen Kindern eingeführt will seine gesammelten Gelder dazu benützen, ausgelegte Heidenkinder aufzufuchen, zu taufen, und günstigen Falles in Waijenhäusern zu erziehen. Nur Gott weiß, wie großen Nutzen diese zwei Vereine schon gestiftet haben, wie viele Tausende von Heiden diesen Vereinen indirekt ihre Bekehrung zum Glauben und damit die Rettung ihrer Seelen zu verdanken haben, und es ist sehr zu bedauern, daß die denselben zur Verfügung stehenden Mittel im Vergleich zu protestantischen Geldquellen so sehr dürftig sind. Während Letztere jährlich 12—14 Millionen Dollars zur Verfügung haben, steht den Katholiken kaum der sechste Theil dieser Summe zur Disposition, und doch ist das Verhältniß der Katholiken zu den Protestanten wie 3 zu 1.

Die Vereinigten Staaten sind dem Werke der Glaubensverbreitung sehr verpflichtet. Jahre lang empfangen sie Hunderttausende von Thalern, und Tausende auch hier haben es diesem Wohlthäter zu danken, daß ihnen der Glauben erhalten blieb. Jetzt sind wir stark genug auf eigenen Füßen zu stehen, dagegen tritt die Pflicht der Dankbarkeit an uns heran, unsererseits Andern zu helfen, und dieser Pflicht haben wir uns bisher beinahe vollständig entschlagen. Als Entschuldigung werden unsere eigenen Bedürfnisse gebraucht. Allein die Entschuldigung ist nichts werth, da es sich nicht um großartige Schenkungen, sondern um kleine, auch den Armen mögliche Beiträge handelt. Würde z. B. jeder Katholik der Ver. Staaten jährlich einen Cent ge-

ben, so würde das der Glaubensverbreitung eine halbe Million Franken zur Verfügung stellen, und damit läßt sich Vieles thun.

Es fehlte an der richtigen Organisation. In jüngster Zeit sind Schritte gemacht worden, und wir hoffen, daß sie erfolgreich sind.

Trotz der Dürftigkeit der Mittel umspannen die katholischen Missionen die ganze Welt. Die Menschenfresser der Südpoleinsel und im Innern Afrikas haben die frohe Botschaft gehört. Mancher, gar mancher Missionär lieferte in seinem Körper ihnen die Mittel zu einem Fettschmause, aber die entstandene Lücke wurde sofort wieder gefüllt. Einzelne Missionsländer wie Tonquin zählen auch in diesem Jahre ihre heiligen Märtyrer nach Tausenden; die junge Kirche Uganda's wurde durch den Tod von jungen, noch im Knabenalter stehenden Blutzegen auf dem Scheiterhaufen geweiht, und der infame englische Hauptmann Williams scheute sich nicht, seine Schnellfeuergeschütze auf unbewaffnete katholische Weiber und Kinder zu richten, und 500 niederzuschmettern. Die gottlose Regierung des katholischen Frankreichs arbeitet in Algerien für den Muhamedanismus und gegen die Anstrengungen der katholischen Missionäre. England liefert seinen Unterthanen in Indien auf ein und demselben Schiffe protestantische Bibeln und heidnische Götzen, und die nichtkatholische Propaganda thut ihr Möglichstes, durch Anschwärmung und Verläumdung die Heiden dem Einflusse der katholischen Missionäre zu entziehen. Mit einem Worte, die Hölle bemüht alle Waffen zum Kampfe gegen das Reich Gottes auf Erden.

Trotzdem halten sich die katholischen Missionen nicht nur, sie blühen, und die Zahl der Bekehrten wächst von Jahr zu Jahr.

Mit geringen Mitteln erreichen unsere Missionäre, was den Protestanten bei allem Selbstaufwand unerreichbar ist.

Warum?

Zunächst, weil das göttliche Gebot diese Missionen ins Leben rief, und der göttliche Segen sie begleitet. Sodann, weil unsere

Missionäre ganz in ihrem Berufe aufgehen, Allen Alles werden, keine Gefahr und keine Mühe scheuen, und die heldenmüthigsten Opfer bringen und hauptsächlich, weil in ihnen ein verkörpertes Beispiel göttlicher Liebe gegeben wird.

Es ist diese Liebe, die sie zu Allem befähigt, und die sie in ihren Anstrengungen zur zeitlichen und geistlichen Besserung der Welt ausharren läßt. Jahre lang war der Priester der einzige Missionär, und seine vereinzelt Anstrengungen waren wohl von Erfolg gekrönt, aber die Ernte war nicht so reichlich als man wünschen konnte. Jetzt aber hat er Kampfgenossen gefunden. Während er die Wilden unterrichtet, erzieht der Laienbruder sie zur Arbeit, lehrt sie für ihre Bedürfnisse selbst sorgen, und sich die Existenz auf Erden leichter und schöner machen, und die Ordensschwester folgt dem Priester in die Wildniß, um sich ihrer armen Geschlechtsgenossen anzunehmen und in Waisenhäusern und Hospitälern die alte und immer neue Predigt der Erbarmung und Liebe Gottes zu predigen.

Und alles um Gotteslohn. Hier treffen wir keine fetten Gehälter, keine comfortablen Wohnungen, keine Dienerschaft. Sie selbst sind die Diener der Armen unter Gottes Geschöpfen. Dieses Beispiel über-



Wie das Mutterauge Mariens den göttlichen Heiland allezeit angeblickt, wie es im Stalle zu Bethlehem das Weinen und den Schmerz des neugeborenen Kindes gestillt und getröstet hat, und am Kreuz den sterbenden Erlöser angeblickt und im Grabeden- toden noch geschaut hat, so begleitet auch uns dieser Mutterblick von der Geburt bis zum Tode, so wacht dies treue Mutterauge immerdar über uns von der Wiege bis zum Grabe; uns tröstend und an sich ziehend.

Der Mensch möchte an Christus nur einen Brotherrn für den Magen, einen Schatzmeister für die Börse haben. So die Juden und so ist die Welt noch heute. Wenn man in der Kirche eine „Kunst reich zu werden“ lehrte, dann kämen die Leute gern. Aber

zeugt, es zieht unwiderstehlich an. Ich glaube nicht, daß es einen religiösen Orden gibt, der sich nicht an diesem hehren Werke betheiligt, und das Pariser und Lyoner Missionaseminar, sowie Steyl sehen Jahr für Jahr Duzende von begeisterten, militärisch organisirten Weltpriestern mit den Orden in Weltkampf treten. Es ist ein heiliger, von kleinlicher Eiferucht freier, persönliche Interessen nicht kennender Kampf und die Schlachtparole ist: Christus siegt, Christus herrscht.

Die in's Einzelne gehenden Berichte unserer Glaubensboten sind herzerfreuend und erschütternd. Sie beweisen, daß auch in dem Jahrhundert des Unglaubens und Materialismus Gott immer noch eine große Schaar von Helden zur Verfügung steht, die den Kampf gegen die Hölle auf der ganzen Linie aufnimmt, und die wohl Hunderte von Soldaten sterben sieht, aber nie eine Niederlage erleidet.

Es wäre sehr zu wünschen, daß unsere Katholiken eifrige Leser dieser Berichte in den „Katholischen Missionen“ und den „Annalen der Verbreitung des Glaubens“ und denen „des Kindheit Jesu Vereins“ wären. Denn dadurch würden sie selbst von Eifer entflammt, und eines Opfers für die Missionen fähig.

will man sie auf eine tiefere Noth führen, als die leibliche, die Seelennoth; will man ihnen ein höheres Brod noch bieten, als das leibliche, das Seelenbrod, da heißt es immer noch: „Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?“ Und doch liegt darin erst des Menschen Heil und Seligkeit. Denn das ist des Menschen Bedürfnis, daß er ein Seelenbrod traucht, eine Speise, die nicht vergänglich ist, die da bleibt, auch wenn die Welt vergeht mit ihrer Lust, die noch im Alter schmeckt, in Krankheit erquickt, im Sterben labt, in die Ewigkeit hinüberreicht. Und das ist des Heilandes höchstes Majestätsrecht, daß er solch ein Seelenbrod gibt. „Ich bin das Brod des Lebens!“ Bei ihm ist Nahrung für Herz und Geist, Befriedigung für die tiefsten und höchsten Bedürfnisse der Menschenseele.

Zweifache Rettung durch den Rosenkranz.

Das waren traurige Tage, welche über die ehrfame Wittve Katharina in dem brandenburgischen Städtchen D. herein gebrochen waren. Ihr Mann hatte weit über ein Jahr auf dem Krankenbette gelegen, und diese lange Zeit hatte nicht allein die Barschaft der nicht gerade wohlhabenden Familie aufgezehrt, sondern auch auf das kleine Häuschen und den daranstoßenden Garten eine nicht unbedeutende Schuldsumme gehäuft. Vor etwa drei Monaten nun war der Ernährer seinen langen Leiden erlegen, und die Mutter, der es schon schwer genug fiel, sich und ihre zwei Kinder zu ernähren, konnte unmöglich mit ihrem geringen Erwerb die Schulden tilgen. Die Gläubiger gingen zudem äußerst rückichtslos gegen sie vor; erst vor drei Wochen war sie zur Zahlung aufgefordert, und da sie dieselbe nicht leisten konnte, wurde sie verklagt. In der Frühe des Morgens hatte ihr der Gerichtsdiener ein Schreiben überreicht, in welchem sie aufgefordert wurde, binnen längstens vier Wochen Zahlung zu leisten, andernfalls ihr kleines Eigenthum gerichtlich versteigert würde. Die schwergeprüfte Frau verlor den Muth nicht. Sie besaß reiche Verwandte. Ihr leiblicher Bruder Meinolph besaß ein großes Tuchgeschäft in Stettin, der jüngere, Christian, war Landwirth und Besitzer eines stattlichen Gutes; ihre Schwester Anna war an einen wohlhabenden Kaufmann in der Hauptstadt verheiratet. Also richtete die Frau bittende Schreiben an diese und hoffte auf baldige Hilfe: hatten doch die Angehörigen am Grabe des Verstorbenen ein so tiefes Weileid an den Tag gelegt. Allein ihre Hoffnung sollte bitter enttäuscht werden. Denn ihr jüngerer Bruder entschuldigte sich mit geschäftlichen Schwierigkeiten, die Schwester schrieb, ihr Mann habe sich entriistet gezeigt über das Ansinnen der Schwägerin, Meinolph zog es vor, überhaupt nicht zu antworten.

Indessen verstrich Tag um Tag, immer näher rückte die Stunde, in welcher sie mit ihren Kindern aus den stillen Häuschen vertrieben werden sollte. Sie wußte nicht wohin. Doch ein Gemüth, in welchem noch nicht aller Glaube erloschen ist, wendet sich, wenn jegliche menschliche Hilfe versagt wird, nach oben, wo immer Hilfe und Rat zu finden ist. So auch unsere arme Wittve. Sie war eine fromme Seele und hatte an der Seite ihres Gatten auch ihre Kinder zur Frömmigkeit angehalten. In wenigen Tagen begann der Rosenkranzmonat, und Katharina war entschlossen, sich und die Kinder vorzubereiten und die himmlische Mutter um Beistand anzuflehen. „Ist es denn Gottes Wille, daß dieses Unglück über uns hereinbricht, so wird die liebe Mutter Gottes uns Trost und Stärke gewähren“, hatte sie zu den Kleinen gesagt. —

Das Städtchen D. zählt kaum fünfzig katholische Familien, diese müssen dem Gottesdienste in der Stadt N. beiwohnen, weil sie in der Heimathstadt keine Kirche haben. Dorthin pilgerte auch unsere geprüfte Mutter mit den Kindern. —

Der Gottesdienst am Feste des heiligen Rosenkranzes zwar zu Ende, niemand war im Gotteshause zurückgeblieben, außer unsern drei erwähnten Pilgern, die noch im Rosenkranzgebete begriffen waren. Augenscheinlich waren sie allein in der Kirche. Und doch nicht. Denn an der Seite des nächsten Pfeilers stand ein Mann, augenscheinlich dem besseren Stande angehörig, der mit spöttischen Blicken die kleine Gruppe betrachtete. Jetzt trat er auf dieselbe zu, die Mutter blickte auf und rückte zur Seite. „Haben Sie auch ein Anliegen Unserer Lieben Frau vorzubringen?“ fragte sie.

„Ich bin ein Weltmann und huldbige dem modernen Fortschritt, lautete die Antwort.

„Es hat einmal auch für mich eine Zeit gegeben, wo ich solchen abergläubischen Possen huldbigte. Ich habe so ein Ding—

hier deutete er auf den Rosenkranz der Mutter—zu Hause irgendwo liegen, ich hätte es schon längst beiseite geschafft, wenn ich nicht meiner sterbenden Mutter versprochen hätte, daselbe hoch und heilig zu halten!“

„D sprechen sie nicht so, mahnte die Frau entsetzt, „wenden Sie ihr Herz der Mutter Gottes wieder zu. Sie würden tiefer empfinden was es heißt, eine Helferin in der Noth und Drangsal zu haben, wenn sie daselbe Leid tragen müßten, wie wir.“— Hier wurde der Fremde aufmerksam.

„Was drückt sie denn?“ fragte er wie theilnehmend. Und die gute Frau erzählte ihm, welch ein Unglück sie betroffen, und was ihr in den nächsten Tagen bevorstände. Sie berichtete rückhaltslos, wie treulos sie von ihren Verwandten im Stiche gelassen sei, und wie sie jetzt auf die Königin des heiligen Rosenkranzes, die Jungfrau Maria, ihr einziges Vertrauen setze.

„Und die soll helfen?“ fragte der Herr.

„Ja, und sie wird helfen!“ erwiderte die Frau. „Kennen Sie das schöne Gebet nicht, worin ausgesagt ist, daß Maria noch keinen verlassen hat, der sich bittend zu ihr gewandt habe?“

„Wenn aber die Hilfe dennoch ausbleibt?“

„Dann ist es Gottes Wille und die liebe Mutter Gottes wird uns trösten“, rief das kaum elfjährige Mädchen. Darauf aber begann sie, ihr Gebet andächtig fortzusetzen.

Der Fremde war von diesen Worten des Kindes gerührt. Seine Augen ruhten eine Weile auf der kleinen Gruppe dann schickte er sich zum Fortgehen an. Er wünschte der Mutter baldige Erhörung, in ihrer mißlichen Lage.

Mutter und Kinder hatten ihre Andacht verrichtet und waren nach Hause zurückgekehrt, um dort von neuem den Schutz der heiligen Jungfrau anzurufen. Sollte Hilfe werden, so muß es bald sein. Nur noch vier bange Tage, und das unerbittliche Gesetz schritt mit aller Strenge ein: dann wurde ihr weniges Hab und Gut verkauft,

und sie war mit den Kindern ohne Mittel, ohne Dach, aller Hilfe beraubt. Von Menschen erwartete sie keine Hilfe mehr, desto inniger aber richtete sie Auge und Herz zum Himmel. So verging der Nachmittag. Die Mutter sprach nicht und auch die Kinder verhielten sich still. Nach dem dürftigen Abendessen verrichtete die erstere mit den Kleinen die Abendandacht und brachte dieselben zur Ruhe; sie selbst vermochte nicht zu schlagen vor Kummer und Sorgen. Es mochte bald neun Uhr sein als sie ein Klopfen an der Thüre vernahm. Erschreckt eilte sie hin und öffnete. Wer aber beschreidt ihr Erstaunen, als sie den stattlichen Herrn, den sie heute früh in der Kirche gesprochen, eintreten sah. Unter freundlichem Gruße überreichte derselbe ihr eine namhafte Summe Geldes und fragte, ob das ausreichte, um sie aus ihrer trüben Lage zu befreien?

„D Dank, Dank“, stammelte die Ueberraschte, Dank Euch und der himmlischen Mutter! Sie hat Euch zu unserer Rettung gesandt.“

„Und Euch zu der meinigen“, erwiderte der Fremde.—„Ja, gute Frau, hättet Ihr und der Kinder Anblick mich nicht auf den Gedanken gebracht, daß das Rosenkranzgebet doch etwas Höheres sei als Aberglaube, so stände es um mich nicht weniger schlimm, als um Euch. Nun ist uns beiden geholfen.“

So war es auch. Eine schwere Sünde war es gewesen, welche den Mann so sehr von Gott und Glauben, von Kirche und Religion entfremdet hatte. Er hatte einen armen Angehörigen um sein Erbtheil gebracht: dieser hatte darauf die Heimath verlassen und war seitdem verschollen. Das auf so ungerechte Weise gewonnene Geld lastete schwer auf seiner Seele, eine falsche Scheu hatte ihn verhindert, dem Priester sein Vergehen zu offenbaren, und in diesem unseligen Zustande hatte er nicht weniger als elf Jahre verharret.

Der Anblick der betenden Gruppe und mehr noch die Unterredung mit der Frau hatte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth

gemacht. Infolgedessen hatte er zu Hause, nach so langen Jahren, den von der entschlafenen Mutter ererbten Rosenkranz zur Hand genommen und—er vermochte es noch—denselben gebelet. Und sofort hatte er den Mutz und den Entschluß gefaßt, seine Seele im heiligen Sakrament der Buße zu erleichtern. Weil der betrogene Angehörige nicht mehr zu ermitteln war, hatte ihm der Pfarrer den Rath ertheilt, den Armen und Bedrängten zu helfen, und da wußte unser bekehrter Freund ja gut genug, wo eine dringende Hilfe nothwendig war. So hatte er sich denn noch in der Dunkelheit auf

den Weg gemacht, und nun war es ihm eine hohe Freude, einer bedrängten Familie zur rechten Zeit geholfen zu haben.

Die Summe, welche er der Wittve Katharina einhändigte, überstieg die Schuldsumme um ein Bedeutendes, sodaß diese mit den Kindern nun aller Noth enthoben war. Seinen Namen hat ihr der Wohlthäter nicht hinterlassen, wir können ihn daher nicht mittheilen, wir hoffen aber, daß er angeschrieben steht im Buche des Lebens bei Gott.—So hatte zur rechten Stunde die Königin des heiligen Rosenkranzes zweier ihre Hilfe gewährt.



Maria, unser Vorbild.

Von Ed. Hejner.

Maria haben wir Alle ein großes Vorbild, zu dem wir aufschauen und dessen Lobeserhebungen wir durch Nachahmung der Tugenden zu einer wahren und heilsamen Verehrung vollenden sollen. Bei allen christlichen Geschlechtern und Völkern wurde die Nachfolge der allerjeligsten Jungfrau gleichsam zum Lebensplane, und Millionen Seelen haben sich ihr nachgebildet. Wir begrüßen sie mit den Worten: Du demüthige, du reinste, du keuscheste, du mildeste, du sanftmüthigste Jungfrau! Nun wie viele Millionen Jungfrauen, werden sich durch den Ausblick zu der Reinen, Keuschen, Demüthigen, Mildeu, der Sanftmüthigen begeistert, gestärkt und geheiligt haben?! Ist es nicht von unendlichem Werthe für sie, ein Ideal aller jungfräulichen Vollkommenheit und zwar in Majestät und Herrlichkeit über sich am Throne Gottes zu schauen? Und wiederum grüßen wir sie: Du reinste Mutter, du unbesleckte Mutter, du liebliche Mutter u. s. w. Wer zählt die Millionen Mütter der Erde denen die Reine, die Schmerzenseiche, die Göttergebene, ein Vorbild, ein Trost, und eine Stär-

kung gewesen? Von welcher unberechenbarem Einflusse war und ist der Ausblick nur z. B. auf die Heiligen, welche unter dem Kreuze ihres unter so großen Verheißungen empfangenen, nun von Nägeln durchbohrten, schrecklich leidenden und sterbenden Sohnes steht!—Aber alle Menschen ohne Ausnahme, wie unendlich viel Belehrung, Zurechtweisung und Tröstung mußten und müssen sie zu jeder Zeit darin finden, daß die Mutter des Sohnes Gottes das erleben mußte, was sie erlebte.

Ein besonderer Moment in der ausgezeichneten Verehrung der allerjeligsten Jungfrau, welches von dem segenvollsten süttlichen Einflusse ist, muß hier hervorgehoben werden: es ist dies die weibliche Würde, deren volle und thätliche Anerkennung auf das innigste mit der genannten Verehrung zusammenhängt. Wohin das Christenthum das weibliche Geschlecht erhöht hat, ist in der heiligsten Jungfrau und Mutter zu schauen. Auch wurde Adam nicht verführt, sondern das Weib ließ sich verführen; sie wurde zur Uebertreterin, und erst später wurde Adam mit in den Angehörigen verwickelt. Eva war auch schneller zu

verführen ; denn die Frauen sind gemäß ihrer Bestimmung mehr in das Gebiet der bildenden Naturkräfte gefenkt, bei ihnen ist das Gemüthsleben vorwiegend, daher wandelbarer als das der Männer, es wurden ihnen auch die Folgen der Sünde besonders fühlbar, indem sie vor der Zeit Jesu Christi überall in Sklaverei waren. Unter solchen Verhältnissen mußten sie immer tiefer sinken, und daher tauchten auch harte Urtheile über sie auf. Aber alles dieses änderte sich, da Jesus Christus als Sohn der Jungfrau die Frauen zu einer gewissen Würde in Seiner Mutter erhob ; denn Maria ist die „Zierde der Frauen“, die Wiederherstellung der Frauen, die zweite Eva. Die Marienverehrung ist ein öffentliches Anerkennniß Dessen, was das Frauengeschlecht werden und sein kann und soll, und eine laute allgemeine Lobpreisung seiner Gaben und Tugenden. Eben die öffentliche Auszeichnung der höchsten weiblichen Würde und Tugend in der hl. Jungfrau bringt das andere Geschlecht zum Bewußtsein seiner Würde und Bestimmung und treibt dasselbe mächtig an, seine eigene segensreiche Stellung in der Menschheit gehörig auszufüllen. Nun hängt die Gesinnung und Würde der Frauen davon ab, ob sie sich der ersten Eva in Hoffart und Eitelkeit, oder der neuen und himmlischen Eva in heiliger Zucht anschließen und als Nachfolgerinnen Mariens sich benehmen.

Zugleich übt die sittliche Durchbildung und Heiligung des Frauengeschlechtes den unberechenbarsten wohlthätigen Einfluß auf die andere Hälfte der Menschheit auf das häusliche Familienleben auf die gesammte Kinderwelt aus. Faßt man die Verehrung der jungfräulichen Mutter von dieser Seite, und bemerkt wie die Geltung der weiblichen Würde und das Streben nach ihrer Entfaltung und Herrschaft genau so weit reicht, als diese Verehrung so wird man letzterer ohne Zweifel ihre hohe Bedeutung und höchst wohlthätige sittliche Wirkung nicht absprechen wollen. Wie hoch stellte das Mittelalter die Jungfrauschaft !

Wie zog der ritterliche Jüngling sein Schwert zur Vertheidigung derselben ! Aber eben dazumal stand auch die Verehrung Mariens im höchsten Flore ; diese Verehrung und jene ritterliche Begeisterung standen in einem Wechselverhältnisse. Nähnlich ist es mit anderen Thatfachen der Geschichte. Woher z. B. stammt die Weihe, wodurch so viele tausend jungfräuliche Seelen sich Gott zu ewiger Jungfrauschaft gewidmet haben ? Sie schöpften ihre Begeisterung aus dem Hinblick auf Maria ; die Keinste der Jungfrauen. Wenn in früheren Zeiten die Züchtligkeit, die Demuth, die Bescheidenheit, die Andacht und die Gottesfurcht häufiger waren als in unseren Tagen, so kann der Marienverehrung der ihr gebührende Theil an dieser erhabenen Erscheinung mit Recht nicht abgestritten werden. Die hl. Jungfrau ist eine große sittliche Macht in der Welt, und es steht öffentliche Sittenzucht in geradem Verhältnisse mit ihrer allgemeinen Verehrung. Die Betrachtung ihrer Andacht, ihrer feurigen Liebe zu Gott, ihrer steten Vereinigung mit Gott, ihres himmlischen Sinnes, ihrer Keuschheit, ihrer Demuth, ihrer Geduld, ihrer Ergebung in den Willen Gottes zieht zur Nachfolge hin ; die sinnige Beschauung ihrer Bilder hält die lebendige Vorstellung ihrer erhabenen Persönlichkeit und ihres wundervollen Lebens wach ; die von der hl. Kirche genehmigten Andachtsübungen und Preisgesänge vermitteln und befördern den Sinn und die Ausführung des Guten ; die Festtage Mariens mit ihren Predigten und Prozessionen sind Aufforderungen zum Guten, sind Aufforderungen zur Tugend in ihrer vielseitigen Schönheit ; die unter ihrer Anrufung und zu ihrer Verehrung gestifteten Bruderschaften — Gebetsvereine, Sodaklärten u. s. w. entfalten eine gesegnete Wirksamkeit, insofern die Mitglieder würdige Verehrer, eifrige Nachfolger, und demüthig vertrauende Kinder Mariens sind ; und wie die Innungen zu irdischen Zwecken durch gemeinsames Zusammenwirken oft Großartiges geleistet, so können christliche

Bruderschaften zu den höchsten Zwecken nicht ohne Früchte und Segen bleiben, zumal dieselben sich einer so mächtigen Patronin erfreuen.

Wie der Unglaube an die Gottheit Jesu Christi, so gehört die Sündhaftigkeit des Sinnes und Lebenswandels zu den Grundursachen, weshalb der Marienkultus zuweilen hintangesetzt wird, und Manche der reinsten Jungfrau widerstreben, sogar Spötter der Heiligen sind. Wird die Finsterniß je das Licht lieben? Welche Ehrfurcht werden diese, welche die Sünde, wie Wasser hineintrinken, gegen Maria tragen, die der Sünde ewig den Stab bricht? Wahrlich! Maria verehren und lieben heißt die Demuth, die Reinigkeit und jegliche Tugend üben; wo wahre Verehrung und innige Liebe zu Maria bei einem Christen oder einer ganzen Gemeinde vorhanden ist, da können wir in der Regel auf reine tugendhafte Gesinnung und Gesittung schließen; aber die Abneigung gegen den Marienkultus macht nicht ohne Grund der sittlichen Mangelhaftigkeit oder des wirklichen Sündenzustandes verdächtig. Alle tausendmal vorgebrachten und ebenso vielmal widerlegten Einwürfe werden am besten von vornherein durch den im Bewußtsein und Leben der Kirche festgehaltenen Begriffe abgewiesen. Die Andacht zu Maria ist eine große Verehrung ihrer Heiligkeit und ihrer Verdienste, eine Fertigkeit sie zu lieben und diese Liebe zu verbreiten, ein ernstes Bestreben, durch Nachahmung ihrer Tugenden dem göttlichen Sohne wohlzugefallen, nebst dem festen Vertrauen auf ihre Fürbitte und ihren mütterlich liebevollen Schutz. Hieraus läßt sich leicht erkennen, warum die Geisteslehrer durchgängig die eifrige und beständige Andacht zur Mutter Gottes für eines der untrüglichen Anzeichen der ewigen Außerwählung ansehen. Denn obwohl es in der hl. Schrift heißt: Der Menschensohn weiß nicht ob er der Liebe oder des Hasses würdig sei, sondern alles wird als ungewiß für die Zukunft aufbehalten (Eccl. 16.) weshalb auch David den

Herrn fragte: „Denn wer wird wohnen in Deinem Zelte?“ (Ps. 14) so legen sie doch zutrauensvoll auf jeden wahren Verehrer Mariens die Worte des hl. Paulus aus: „Er hat dieses Siegel, es kennt der Herr die Seinigen.“ (2 Tim. 2, 19). Denn wer die Andacht zu Maria als ein Siegel an sich trägt, ruft hier der hl. Alphons von Liguori aus, den erkennt Gott als den Seinigen, und ein solcher kann mit dem hl. Bernhardus überzeugt sein, daß die Andacht zu Maria der Himmelskönigin das sicherste Zeichen sei, daß er die ewige Seligkeit erlangen werde *certum signum salutis aeternae consequendae*.—Ferner: „Seid versichert, wofern ihr diese hl. Jungfrau und Mutter Gottes, diese Himmelskönigin und Mutter der Christen mit kindlichem Gemüthe und wahrem Vertrauen verehrt, so werdet ihr den mächtigen Schutz derselben immerdar über euch erfahren und durch ihre Fürbitte große Wohlthaten und Gnaden von Jesu Christi ihrem göttlichen Sohne empfangen. Saget Gott Dank, wenn Er euch unter den Erbarmüßigen, die Er euch erwiesen hat, besonders mit einer vorzüglichen Andacht gegen Seine heilige Mutter begnadigte, weil dieses ein großes Zeichen ist, daß Er euch selig haben will!“ In demselben Sinne sprach der hl. Bonaventura: „O selig sind Diejenigen welche die Gunst Mariens erlangen; die Seligen betrachten sie schon als ihre ewigen Glücksgefährten.“ „Denn Derjenige, an dem man erkennt, daß er zur Dienerschaft Mariens gehört, ist in das Buch des ewigen Lebens eingeschrieben!“ Es erübrigt noch die Eigenschaften der wahren und heilsamen Marienverehrung zu beschreiben. Zuwörderst muß diese Verehrung andächtig sein, d. h. sie muß aus dem Herzen kommen. Sowie das Lob, welches nur auf den Lippen wohnt, eine Verachtung oder ein Spott ist, so ist auch die Ehrerweisung gegen eine Person nur eine Geißnerei, wenn sie nicht auf der inneren Hochschätzung beruht, die man zu ihr hat. Daher ist auch keine wahre Verehrung der jungfräun-

lichen Mutter denkbar—ohne jene innigsten Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe und der Zuversicht, welche jeder gegen sie empfinden muß, wenn er die unerfaßliche Würde, zu der sie wegen Gott erhoben, die unbeschreiblichen Vorzüge, womit sie wegen sich geziert und die unendliche Gnadenfülle womit sie wegen uns bereichert worden ist, erwägt. Deshalb wird der Christ, der von diesen Gefühlen durchdrungen ist, alle seine Übungen der Marienverehrung mit diesen Annuthungen begleiten, und daher sie auch mit innerer Lust vollziehen. Sein Herz wird mit dem Munde, der innere Geist mit den äußeren Worten übereinstimmen. Es dürfen sich also jene, welche ihre äußeren Werke, die sie zu Mariens Ehre ausüben, ohne Zustimmung des Gemüthes und nur oberhin oder aus Gewohnheit verrichten nicht schmeicheln, Diener Mariens zu sein. Der Vorwurf den der Herr einstens durch den Propheten Isaias machte, trifft auch sie: „Dies Volk ehrt mich mit den Lippen aber ihr Herz ist fern von Mir.“

Ich habe früher gesagt ein wahrer Verehrer Mariens werde nicht verdammt. Um aber jedes Mißverständnis zu vermeiden, wollen wir jetzt sehen was nothwendig ist, um ein wahrer Verehrer Mariens zu sein. Vor allem muß man den Willen haben, sei Leben zu ändern und Gott nicht mehr zu beleidigen. „Ändere“ schrieb der hl. Gregor VII. an die Gräfin Mathildis, „ändere den Willen zu sündigen, und du wirst Maria bereitwilliger, als eine leibliche Mutter finden dir zu helfen. Die allerseeligste Jungfrau selbst, sagte eines Tages zur hl. Brigitta: „Wie viele Sünden ein Mensch auch begangen hat, wenn er sich nur wieder an mich wendet, so bin ich so gleich bereit, ihn von Neuem aufzunehmen. Ich sehe alsdann nicht auf die Sünden, die er begangen, sondern auf den Willen mit dem er zu mir kommt. Wenn er entschlossen ist sein Leben zu ändern, so verschmähe ich es nicht, seine Wunden zu salben und zu heilen; denn man nennt mich und ich bin es

auch wahrhaft eine Mutter der Barmherzigkeit“ Die Worte „Mutter der Barmherzigkeit“ wollen sagen: Die Barmherzigkeit und das Mitleid, welches Maria mit unserm Glende trägt, bewirkt, daß sie uns liebt und sie uns mehr als irgend eine leibliche Mutter beisteht; aber sie erklärt uns zugleich durch die hl. Brigitta, daß sie nur für Diejenigen eine Mutter sei, die sich bessern wollen. Deshalb ist Maria keine Mutter für verstockte Sünder. Wenn indeß ein Sünder erkennt, daß ihn eine Leidenschaft fesselt, und er noch nicht den Muth hat, der Sünde zu entsagen, aber dennoch wünscht, davon befreit zu werden, so muß er Maria bitten, daß sie ihm beistehe, diese höllische Kette zu zerreißen. Er muß wenigstens darnach trachten, anzufangen der Versuchung zu widerstehen; er muß die böse Gelegenheit aus dem Wege räumen, dann wird diese gute Mutter ihm schon die Hand reichen und ihn trösten. Dieses vernahm die hl. Brigitta aus dem Munde Jesu Christi, der eines Tages zu Maria sprach: Du kommst, o Meine Mutter gewiß Demjenigen zu Hilfe der sich Gewalt anthut, von der Sünde aufzustehen und zu Gott zurückzukehren, und du lässest Niemanden ohne Trost von dir hinweg gehen.

Dann muß man aber auch, um ein wahrer Verehrer Mariens genannt werden zu können, bemüht sein, durch Gebet und Andachtsübungen ihren Beistand zu gewinnen. Es ist wahr, Maria bittet für Alle, aber ihr Gebet ist weit kräftiger für Diejenigen, die ihr größere Ehre erweisen. Du mußt auch wissen, geliebte Seele, daß Maria überaus dankbar und freigebig ist, und nach dem Aussprüche des hl. Andreas von Kreta, für den geringsten Dienst, welchen man ihr erweist, verleiht sie uns große Gaben. Wir wollen jetzt sehen was für Andachtsübungen wir zu Ehren dieser liebreichen Mutter verrichten können.

1. Des Morgens wenn du aufstehst, geliebte Seele, und des Abends ehe du zu Bette gehst, sollst du zu Ehren der Reinigkeit Mariä drei Ave Maria beten und am

Schlusse noch hinzufügen : Durch deine reinste Jungfrauschaft und unbefleckte Empfängniß, reinige o Maria, mein Herz, meinen Leib und meine Seele ! Du sollst dich auch unter ihren Schuzmantel begeben, damit sie dich diesen Tag oder diese Nacht vor der Sünde bewahre. Dann sollst du auch die allerjeligste Jungfrau jedesmal wenn die Glocke schlägt mit einem Ave Maria begrüßen ; ebenso wenn du in dein Zimmer gehst oder dasselbe verlässest oder wenn du an einem Marien-Bilde vorbeigehst. Auch mußt du darauf bedacht sein beim Beginn und am Ende einer jeden Handlung, du magst beten oder arbeiten wollen, Maria mit einem : „Gegrüßet seist du Maria“ zu begrüßen ; denn gesegnet ist Alles was zwischen zwei Ave verrichtet wird. Wenn wir diese liebenswürdige Königin besonders mit dem ihr so wohlgefälligen englischen Gruße begrüßen so antwortet sie uns immer mit einer Gnade von Oben.

2. Du sollst es auch nicht unterlassen, alle Tage wenigstens die fünf Gesetze des hl. Rosenkranzes zu beten, oder wenn du durch Arbeit daran verhindert bist, wenigstens ein Gesetz desselben. Diese Andacht wird gewöhnlich von vielen Gläubigen täglich verrichtet und ist von den Päpsten mit unzähligen Ablässen begnadigt worden. Du mußt dir aber wohl merken, daß man, um die Ablässe des Rosenkranzes zu gewinnen zugleich die Geheimnisse desselben betrachten muß ; auch muß der Rosenkranz noch überdieß von Jemanden geweiht sein, der die Vollmacht hat Ablässe darauf zu erteilen. Manche fromme Verehrer Mariens pflegen auch noch die kleinen Tagzeiten der allerjeligsten Jungfrau zu beten ; wenigstens könntest du täglich das Officium vom Namen Maria beten das sehr kurz ist und nur aus fünf Psalmen besteht. Bete auch noch täglich drei Vater unser und drei Ave Maria zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Dankagung für die Gnaden die Sie Maria erwiesen hat ; denn die jeligste Jungfrau hat es selbst offenbart, daß ihr

diese Andachtsübung sehr wohlgefällig sei.

3. Wenn es dir möglich ist so faste des Samstags und an den Vorabenden der Festtage Mariens. Enthalte dich alsdann irgend einer Speise, die dir besonders gut schmeckt. Verrichte auch sonst noch am Samstage, den die heilige Kirche ganz besonders der göttlichen Mutter widmet, irgend eine Abtödtung.

4. Besuche auch alle Tage die allerjeligste Jungfrau Maria vor irgend einem ihrer Bilder, zu welchem du eine besondere Andacht trägt, und bitte sie dann um die heilige Beharrlichkeit und um die Liebe zu Jesu Christi. Du sollst auch mit großem Eifer die neuntägigen Andachten vor den Festtagen Mariens halten.

Wähle dir unter den hohen Festtagen der Mutter Gottes einen aus, zu welchem du eine besondere Andacht hast. Opfere dich an diesem Festtage nach der hl. Kommunion dem Dienste der göttlichen Mutter auf eine ganz besondere Weise auf ; erwähle sie zu deiner Königin und Mutter, bitte sie um Verzeihung wegen der im vorigen Jahre, in ihrem Dienste begangenen Nachlässigkeiten und mache das Versprechen, ihr im folgenden Jahre besser und fleißiger dienen zu wollen. Wird in der Kirche eine öffentliche neuntägige Andacht mit Aussetzung des hochwürdigsten Gutes gefeiert, so wohne derselben, wenn es dir die Zeit erlaubt andächtig bei.

Endlich sollst du dich auch alle Tage öfters dem Schutze Mariens anempfehlen, denn unter allen Andachtsübungen zur göttlichen Mutter, ist ihr diejenige die angenehmste, wenn du oft zu ihr deine Zuflucht nimmst. Folgende Worte legt die hl. Kirche der göttlichen Mutter in den Mund : Glückselig der Mensch der mich höret und an meiner Thür wachet Tag für Tag. (Sprichw. 8 34) Maria wird eine Mutter der Barmherzigkeit genannt um der großen Begierde willen die sie hat uns Gutes zu erweisen ; und deshalb können wir ihr keine größere Freude machen, als wenn wir uns ihr anempfehlen und sie um

Gnade bitten. Maria wünscht uns zu helfen, aber sie will gebeten sein; weshalb Albertus der Große ihr folgende Worte in den Mund legt: Man muß mich bitten, damit ich wolle denn wenn ich will so wird ganz gewiß geschehen um was ich meinen Sohn bitte. Darum ermahnt uns der hl. Bernhard: In der Gefahr zu sündigen, in Nöthigen, in zweifelhaften Dingen rufe Maria an, damit sie dir beistehe. Darauf fährt der Heilige fort: Möge niemals der mächtige Name-Maria von deinem Munde weichen, mögest du ihn immer anrufen, möge er nie dein Herz verlassen, damit du immer von Vertrauen auf ihre Vermittlung erfüllt seiest. Der hl. Bonaventura sagt, man könne den Namen Mariens nicht aussprechen, ohne dadurch irgend eine Gnade zu erlangen. Der hl. Germanus nennt den heiligen Namen Maria den Athem des Lebens: Gleichwie das Athemholen, sagt der Heilige, in einem Leibe das Zeichen des Lebens ist so ist der Name Mariens in Munde ihrer Diener gleichfalls ein Zeichen des Lebens; denn dieser Name bewirkt und erhält uns das Leben der Gnade. Deshalb thut man auch sehr gut, wenn man Gott täglich um die Gnade bittet, er wolle uns ein großes Vertrauen schenken auf das kostbare Blut Jesu Christi und auf die mächtige Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau Maria. Und wenn du Maria recht innig liebst, so mußst du auch darauf bedacht sein, diese Liebe auch in den Herzen Anderer zu entzünden. Empfiehl so oft du kannst, Allen die Andacht zur göttlichen Mutter und erzähle ihnen irgend eine erbauliche Geschichte von ihr, oder schlage ihnen vor, eine besondere An-

dacht zu Maria zu verrichten, oder irgend eine Gnade von ihr zu erbitten. Maria selbst verspricht Denjenigen den Himmel, die sie lieben, und die dafür sorgen daß auch Andere sie lieben. Wer in mir seine Werke thut sündigt nicht: die mich in's Licht setzen erhalten das Licht und das ewige Leben. (Eccl. 24, 30.) O welch einen Trost wird uns alles, was wir hier auf Erden für Maria gethan haben, in der Stunde unseres Todes bereiten! P. Binetti erzählt ein Verehrer Mariens, dem er beim Sterben beigestanden, habe kurz vor seinem Tode folgende Worte zu ihm gesprochen: „O mein Vater, wenn Sie wüßten wie froh ich bin ein Verehrer der heiligsten Mutter Gottes gewesen zu sein; ach es ist mir ganz unmöglich Ihnen die Freude zu beschreiben die ich jetzt deshalb empfinde. Sei also darauf bedacht, geliebter Leser und Leserin, dich immer in der Nähe dieser geliebten Mutter aufzuhalten. Danke auch Gott ohne Unterlaß, daß er so große Barmherzigkeit an dir geübt, und vor Allem daß Er dir die große Gnade einer ganz besonderen Andacht zu Seiner geliebten Mutter verliehen hat; denn dieses ist ein großes Zeichen, daß Er dich einst selig sehen will. Wenn du also dein ewiges Heil der göttlichen Mutter anempfehlst, so rufe ihr mit dem hl. Johannes von Damaskus zu: O Mutter meines Gottes, wenn ich mein Vertrauen auf dich setze, so werde ich ganz gewiß selig werden. Wenn ich unter deinem Schutze bin so habe ich nichts zu fürchten, denn wer dein Verehrer ist, der hat eine Waffe des Heils, die Gott nur denen verleiht die Er zur ewigen Seligkeit vorherbestimmt hat.



Noth lehrt beten. Wenn wir die heilige Kunst des Betens von Kindesbeinen an treiben, dann verstehen wir sie auch in der Mitternacht von Sethjemane zu üben. Von frühe an müssen wir beten lernen. Tag für Tag beten lernen, unsere Nächte durch Gebete weihen, immer beten, ohne Unterlaß beten. Beten lernen sollen wir in der Zeit, beten lernen zu aller Zeit, so werden wir auch beten können in der Zeit der tiefen

Noth. Ach leidvoll, sehr leidvoll kann schon das Leben sein, und das Sterben hinter dem Leben das ist und bleibt ein bitterernstes Ding, und das müssen wir alle durchmachen; alle Menschen müssen leiden und sterben, auch du blühende Jungfrau, auch du morgenröthlicher Jüngling, und auch du, mein Kind, im lockigen Haar! Was tröstet uns im Leid im Sterben mehr als der Rosenkranz?

„Zeige dich als Mutter.“

Adelheid Auberchon lag im Sterben. Die untergehende Sonne sandte ihre Strahlen in ein wohlausgestattetes Zimmer, wo ein abgezehrtes Menschenleben ringend den letzten Kampf kämpfte. Die feuchten Haarlocken lagerten dicht verworren um die Stirn, und die großen starrenden Augen gaben Zeichen der nahen Auflösung. An ihrer Seite kniete ihr einziges Kind, ein Knabe von fünfzehn Jahren. Reginald oder Reggy, wie man ihn gewöhnlich nannte, fühlte zum ersten Male den bittersten Schmerz, der ein irdisches Herz durchbohren kann. Seine so innig geliebte und verehrte Mutter vor seinen Augen hinstirben zu sehen, war mehr, als er zu tragen vermochte. Lautes Schluchzen und Jammern entrang sich der Kinderbrust, und ein Strom von Thränen rann von seinen Wangen nieder.

Der Mutter bleiche Hand ruhte auf des Knaben gesenktem Haupte. So hatten sie eine Zeilang in diesem Schmerze verharret, der nur durch das Schluchzen des schwer getroffenen Kindes unterbrochen wurde. Endlich redete die Mutter, und in den zärtlichsten Worten ermahnte sie den Sohn, auf Gott zu vertrauen. „Und vor allem laß Maria deine Mutter sein. Sie, die eine so zärtliche Mutter für den göttlichen Jesus war, wird nicht minder zärtlich gegen die sein, die sich ihrem Schutze und ihrer Fürsorge anvertrauen. Sie ist der glänzende Meeresstern. Wenn du, mein liebes Kind, jeden Tag Mariä Hilfe ansehst, so wird sie dich nicht hilflos abweisen. Versprich mir, daß du, wenn du allein und verlassen dich befindest auf des Lebens sturmbevegtem Meere, dann dich immer willst leiten lassen durch diesen Stern, dessen Glanz so rein und fleckenlos ist.“

Reginald hob seinen Kopf empor und zeigte sein thränenbenetztes Antlitz. „Nest verspreche ich dir das, Mutter!“ sagte er in schluchzendem Tone. Und wiederum ruhte

der Mutter Hand auf seinem gebeugten Haupte, während sie mit zitternder Stimme betete, und an des Knaben Ohr drangen deutlich die Worte: „Zeige dich als Mutter!“ und mit einem schwachen Seufzer erwiderte die Seele den irdischen Banden des Körpers und nahm ihren Flug zum Himmel.

Mit einem Schrei stürzte sich der Knabe auf den geliebten Leichnam. Die Anwesenden trugen ihn bewußtlos aus dem Zimmer. Wochen vergingen, ehe er zum Bewußtsein zurückkehrte, eine heftige Gehirn-entzündung hätte fast den goldenen Lebensfaden zerrissen. Aber seine jugendliche Kraft obfielgte und er erhob sich wieder von seinem Krankenlager. Täglich weinte er auf dem Grabe seiner Mutter, und eingedenk der letzten Worte derselben war sein einziger Ruf: „Maria, meine Mutter, hilf mir!“ Sollte sein Gebet unerhört bleiben?

Reginald Auberchon wurde von seiner Tante, deren Sorgfalt er anvertraut worden in einer religiösen Anstalt untergebracht. Aber die Einschränkung hieselbst sagte ihm keineswegs zu. Seine bisherige treffliche Erziehung war einzig eingeleitet worden von seiner Mutter, deren liebende Nachsicht keine Grenzen kannte. In seinem ganzen Wesen wurzelte ein stolzer, hochmüthiger Charakter, und je mehr sich das Andenken an seine Mutter aus seinem Gedächtniß verwißchte, desto mehr sträubte sich seine ehrgeizige Natur gegen alle Fesseln. Die Lehrer, denen seine frühere Lebensgeschichte bekannt war, grämten sich nicht wenig darüber, in ihm solche Eigenschaften sich entwickeln zu sehen, aber er wollte nun einmal keine Einschränkung erdulden und verließ im Alter von zwanzig Jahren die Schule. Nachdem er großjährig geworden, gelangte er in den Besitz eines kleinen Vermögens, das ihm seine Mutter hinterlassen.

Jetzt beginnt der traurigste Theil unserer

Geschichte. Bisher war er bei all seinen Fehlern dennoch ein treuer Katholik geblieben, aber nunmehr ergab er sich den Manieren seiner Umgebung, Leute, die ihm nur schmeichellen seines Geldes wegen. Er entzog sich ganz den Übungen seiner heiligen Religion. Weit entfernt, täglich die Hilfe seiner göttlichen Mutter anzuflehen, hatte er gänzlich zu beten aufgehört. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren war er in alle Laster und Schandthaten eingeweiht. Eine Nacht um die andere fand man ihn am Spieltisch oder auf den niedrigsten Schleichwegen. Da er jede Erinnerung an sein früheres Leben aus seinem Geiste ausmerzen wollte, erlaube er sich jede Art von Gotteslästerungen, so daß selbst seine vollkommenen Kameraden schauderten, wenn Ströme solch wüster Reden über seine Lippen hervorstürzten. Zuletzt, da das Geld ihm ausging, sah er sich nach Mitteln um, sich solches zu verschaffen, und er fiel in die Hände berüchtigter Diebe, die in ihm einen fertigen Helfershelfer fanden. Sie entwarfen Pläne zur Plünderung einer Bank und bestimmten den Ort, wo sie sich treffen wollten, in der Nähe ihrer Wohnung. Es war gerade am Eingang zur Kirche der „Unbefleckten Empfängniß.“

Reginald, der sehr dienstfertig war, kam zu der besagten Stelle viel zu früh, während der nachmittägige Gottesdienst gefeiert wurde. Ohne den Namen der Kirche zu beachten, trat er ein. Man stellte sich seine Ueberraschung vor, als er sich zur Vesper in einer katholischen Kirche befand! Ein Chor reiner Kinderstimmen hatte gerade das Ave maris stella zu singen begonnen. Reginald horchte neugierig bis dann die Worte „Monstra te esse matrem“ sein Ohr trafen. Dies war wie eine Stimme aus der andern Welt. So hatte seine Mutter sterbend gebetet, so hatte sie ihn beten geheißen.

Er fiel auf die Kniee, und in einem Augenblick ging an seinem Geiste vorüber sein ganzes Leben, seine kindliche Unschuld, die guten Lehren seiner Mutter und seiner

Lehrer und seine nachfolgende Laufbahn voll Elend und Verbrechen. Er kniete an derselben Stelle, nachdem schon alles Volk sich zurückgezogen aus dem dunklen, alten Gemäuer, noch lange, bis die abendlichen Schatten rings um ihn niedersanken. Der Sakristan kam und zündete die Gaslampen an, und bald erschien ein Priester in weißen Haaren, der ihn an der Schulter berührte und auf den Beichtstuhl hindeutete. Reginald nickte zustimmend mit dem Kopfe und folgte bald dem ehrwürdigen Diener Gottes. Was sich da zutrug, können wir nicht wissen, denn das Geheimniß der heiligen Beicht ist unverletzlich. Als beide sich erhoben, sah man auf eines jeden Antlitze Spuren von Thränen.

Reginald kniete am Altare der heiligen Jungfrau und betete. Bald wurde die Kirchthür verstoßen geöffnet, und seine Kameraden lugten hinein. Als sie ihn erspähten, trat der Berwegenste an ihn heran. Reginald stand auf und folgte ihm hinaus und sprach: „Nur eins noch habe ich euch zu sagen, das ist: euch zu danken, daß ihr mich an diesen Ort beschieden. „Lebt wohl.“ Gleich war er wieder in der Kirche in Gebet versunken. Am folgenden Morgen empfing er die heilige Kommunion.

Noch war das nicht das Ende seiner Bekehrung.

Einige Monate später trat er in den Franziskaner Orden und bemühte sich, durch ein strengeres Biißerleben einigermaßen für seine Sünden genugzutun. Zwei Mütter haben vom Himmel den irrenden Sohn bewacht. Preis und Ehre der göttlichen Mutter Maria, die sich so ihrer Kinder erbarmt!



Und kann es zu dem Höhepunkt des Ruhmes: Mutter Gottes zu sein, noch eine Ehre geben, so ist es die, daß der allmächtige Gott sie zur Mutter des ganzen Menschengeschlechtes bestimmte und daß sich ihr eigenes prophetisches Wort: Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter, buchstäblich erfüllte.

Die Einführung der Gesellschaft des Heiligen Herzens in Amerika.

Eine Skizze aus Amerika's Ordensgeschichte.

Von P. Bernard Cohauß, S. J.

(Fortsetzung.)

Aber neue Leiden waren für sie auf-
gepart. Mgr. Dubourg, jener
apostolische Bischof, der sich der
Gesellschaft so sehr angenommen hatte, hatte
St. Louis für immer verlassen und seine Resi-
denz in Nieder-Louisiana aufgeschlagen. Er
hatte M. Delacroix, den Kaplan der Nonnen
und den Apostel der ganzen Gegend, mit sich
genommen. Inzwischen war die Moralität
in St. Louis sehr gesunken. „Einem mo-
mentanen Eifer“, schrieb Madame Du-
chesne, „folgte die größte religiöse Indiffe-
renz, die natürliche Folge einer wilden Ver-
gültigungssucht. Unsere armen Kinder wer-
den mitgenommen zu Bällen, zu Spielen, zu
protestantischen Kirchen; schlechte Bücher
werden ihnen in die Hand gegeben, sie
bringen ihre Tage in Trägheit zu und
manche vielversprechende Berufe gehen in
diesem weltlichen Leben verloren.“ Manche
Jünglinge wurden so verdorben und zeigten
ihre Dankbarkeit gegen ihre Erzieherinnen
darin, daß sie dieselben auf die schändlichste
Weise verläumdeten und fast so weit gingen,
daß sie sagten, die Nonnen vergifteten die
Kinder. Nur 18 Kinder blieben bei den
Schwestern, von denen manche sehr wenig,
andere gar nichts bezahlten. So kamen
die Schwestern bald wieder in große Noth;
sie lebten von Kartoffeln und grobem Mais-
brod. Trotz ihrer Armut theilte M. Du-
chesne den Bedrängten und Nothleidenden
mit, wo sie nur konnte, namentlich der neuen
Kommunität der Jesuiten, die damals nach
Florissant kamen. Mgr. Dubourg hatte
nämlich vor seiner Abreise nach dem Süden
eine kleine Schaar belgischer Jesuiten,
welche durch die Verfolgung unter Friedrich
Wilhelm von Nassau aus den Niederlan-

den vertrieben waren, gebeten, sich in Loui-
siana niederzulassen und halte ihnen ein
Bauernhaus in Florissant zur Verfügung
gestellt. Da sie kein Geld hatten, mußten
die zwei Patres und 7 Scholastiker die
weite Reise zu Fuß zurücklegen und manch-
mal bis an die Brust durch Flüsse und
Bäche waten. Ihren Unterhalt erhielten sie
durch Betteln. In Florissant angekommen
übernahmen sie die geistliche Leitung der
Schwestern, während letztere für die leiblichen
Bedürfnisse sorgten. M. Duchesne vergoß
oft heiße Thränen, wenn sie die Noth der
Patres sah und überließ ihnen alles, was
sie nur entbehren konnte, sie dachte nie an
sich selbst. „Es ist ein größeres Glück, die
Schuhe dieser guten Missionäre zu reinigen,
als Königin von Frankreich zu sein,“ schrieb
sie. Der Obere, P. von Quickenborn, war
ein tugendhafter, aber ein sehr ernster, stren-
ger Seelenführer, der die Fehler seiner
geistlichen Töchter mit Rücksichtslosigkeit
und Unbarmherzigkeit geißelte. Die
Schwestern betrachteten seine Leitung als
die größte Gnade, die Gott ihnen verliehen
und schrieben ihm den Geist der Heiligkeit,
der in ihrer Communität herrschte, zu. In-
zwischen hatten die Schwestern eine Armen-
schule eröffnet, welche sehr stark besucht
wurde; bald erhielten sie auch einige Indi-
anerkinde zur Erziehung zur größeren
Freude von Madame Duchesne.

Im Jahre 1826 wurde das dritte Haus
der Genossenschaft des göttlichen Herzens
in Amerika gegründet. M. Delacroix hatte
auch auf seinem neuen Posten St. Michael
nahe bei New Orleans seine früheren Beicht-
kinder, die Schwestern von Florissant, nicht
vergessen. Er hielt bei M. Duchesne um

eine Niederlassung in seiner Pfarrei an. Nach langen Verhandlungen sagte M. Duchesne zu. M. Ande sollte nach St. Michael überziehen und Madame Murphy ihr als Oberin in Grand Coteau nachfolgen. M. Delacroix hatte 7,000 Pfaster zum Bauen eines Hauses zusammengebracht und am 30. November 1825 hielten die Nonnen ihren Einzug. In den ersten Wochen hatten sie aber noch gar keine Möbel, keine Teller, keine Küchengeräthe. Mittags setzten sie sich um eine Brotpfanne und aßen jede so gut es anging. Eines Tages erschien ein Händler und bot ihnen 6 zimmerne Teller zum Kaufe an. Man behielt sie, hatte aber noch nicht Geld genug, sie zu bezahlen und bat den Händler am anderen Tage wiederzukommen. Beim Frühstück erhielt jede Schwester in dem Hause zum ersten Male ihren Teller. Zum Unglück kam aber der Händler schon, ehe das Frühstück vorüber war, um sein Geld zu holen. Da man noch nicht bezahlen konnte, mußte man schnell die Teller wieder waschen und sie dem Händler zurückgeben. Bald blühte das Haus in St. Michael empor und der Generalvikar von New Orleans schrieb an Madame Barat: „Das neue Haus vom hl. Herzen ist viel versprechend. Es ist klar, daß alle Mitglieder vom Geiste Gottes besetzt sind und besonders die Oberin, die sehr eifrig ist.“

Eine andere große Freude brachte das Jahr 1826 den Schwestern. Leo XII. hatte dem Institute der Gesellschaft die kirchliche Approbation erteilt, namentlich auch, weil sie sich den Missionen weihe.

P. von Quickeborn brachte den Schwestern diese Freudenbotschaft und ordnete ein feierliches Hochamt zur Dankagung an. Jeder seiner Priester mußte zu demselben Zwecke 3 hl. Messen lesen. „So zeigen Heilige in wichtigen Augenblicken ihr Gefühl für die Interessen der Ehre Gottes“, sagt M. Duchesne.

Der hl. Tod zweier früherer Zöglinge der Schwestern trieb M. Niel, Priester in St. Louis, an, um eine Niederlassung der

Schwestern daselbst zu bitten. Ein reicher Einwohner, Herr Mullanphy, bot sein Haus nebst 5,000 Fr. für die ersten Auslagen an. Am 2. Mai 1827 siedelte M. Duchesne selbst nach St. Louis über und überließ Florissant M. Matheson. Wegen Mangels eines Ciboriums aber konnte das Allerheiligste zum großen Schmerze M. Duchesne's nicht im Hause aufbewahrt werden. Im Herbst wurde die Gesellschaft durch neue Ankömmlinge aus Frankreich verstärkt, welche den Schwestern die ermunterndsten Nachrichten von Madame Barat mitbrachten. In demselben Jahre sollte die Gesellschaft dem Todesengel das erste Opfer in der Person von Madame Xavier Hamilton, einer der ersten Novizinnen von Florissant, welche zu St. Michael verschied. Madame Ande schrieb an Madame Barat: „Unser Friedensengel ist nicht mehr! Der Herr rief sie gestern Morgen, den 1. Mai 1827, zu sich. Nachdem sie 3 Uhr morgens die hl. Sterbesakramente empfangen hatte, reichte sie mir ihre kalte Hand und sagte: „Ich bin am Sterben.“

In wenigen Augenblicken werde ich bei Gott sein.“ Dann nahm sie ihr Kreuz, drückte es an ihre Lippen, schaute mich an, wie um mir Lebewohl zu sagen, lächelte den Namen Jesus mit sterbender Stimme und hauchte ihre Seele aus.“

Noch 2 Gründungen sollten M. Duchesne's apostolische Wirksamkeit beschließen. In Bayou la Tourche war eine Kongregation von Lehrschwestern unter dem Namen „Töchter vom Kreuze“ errichtet worden. Diese wünschten sich mit der Gesellschaft zum hl. Herzen zu vereinigen. M. Dutoir wurde hingesandt die Vereinigung zu stande zu bringen. Das Haus mußte aber schon 1832 aufgegeben werden wegen der Unkosten, die es mit sich brachte.

Die Jesuiten hatten sich in St. Charles niedergelassen, und dort eine steinerne Kirche gebaut. Sie waren selbst Architekten, Maurer und Zimmerleute beim Baue gewesen. Jetzt wollten sie auch eine Schule errichten und baten die Schwestern vom hl.

Herzen, die Leitung derselben zu übernehmen. Madame Duchesne reiste selbst in Begleitung von Mesdames Berthold und Mathevon hin, das Haus einzurichten. Das alte Gebäude hatte lange als Viehstall gedient, wurde aber jetzt gereinigt und wieder in bewohnbaren Zustand gesetzt. Auf dem Altare wurde der Leib des hl. Medardus, der bei der Consekration der Pfarrkirche daselbst seine Ruhestätte finden sollte, niedergelegt. Am folgenden Sonntage vollzog Mrg. Rosali, der Nachfolger Mrg. Dubourgs, die feierliche Einweihung im Beisein der Jesuiten und mehreren anderer Priester. Madame Duchesne und M. Barthold gingen nach St. Louis zurück und M. Mathevon wurde als Oberin in St. Charles zurückgelassen. Sechs Häuser vom hl. Herzen waren nun im Thale des Mississippi errichtet und M. Duchesne war von M. Barat als Vikariats-Oberin ernannt. Ende 1829 unternahm sie zum zweiten Male die gefahrvolle Reise, um die Häuser im Süden Louisianas zu besuchen und zu St. Michael eine Versammlung zur Regelung der Interessen des Ordens zu halten.

Ende 1832 hielt der Würgengel der Cholera seinen Einzug in Amerika. In St. Michael starben 4 Schwestern an der Krankheit. M. Ande war Tag und Nacht an den Krankenbetten und keine Nacht konnte sie bewegen das Haus zu verlassen, obwohl man schon ein Dampfschiff für die Reise bereit hielt. Später schrieb sie: „Die Schwestern, welche von uns genommen wurden, starben wie Heilige. Schwester Variol sagte in ihren letzten Augenblicken: „O wie glücklich werde ich sein. Welch schöner Tag ist dieser. Ich gehe um meinen Gott zu schauen.“ Bald darauf sollte auch das Opfer von Mutter Octavie Berthold, der besten Freundin und Gefährtin M. Duchesne's vollbracht sein. Octavie Berthold war, wie gesagt, von außerordentlicher Schönheit und Anmuth. Ihr ganzes Aeußere hatte etwas anziehendes und gewinnendes. Dazu kam noch ihre große Herzensgüte. Wo immer sie erschien, machte

sie einen tiefen Eindruck. Die Kinder liebten sie mit fast zu großer Liebe. Diese etwas zu natürliche Liebe schmerzte sie sehr. Sie bat Gott, ihr ihre Schönheit zu nehmen, obgleich es ihrer Natur äußerlich schwer fiel dieses Opfer zu bringen. Gott erhörte das Gebet. Ihr Körper und namentlich das Gesicht wurde mit entstellenden Wunden bedeckt. Ihre Seele aber fand unermesslichen Frieden in dem Opfer, das sie gebracht. „Seit einem Jahr,“ schrieb sie am 27. September 1831, habe ich dem Opfergeiste keine Grenzen gesetzt weder für die Gegenwart noch für die Zukunft. Ich genieße tiefen Frieden.“ Die Wunden wurden größer und größer, die Schmerzen heftiger.

Im Jahre 1831 war der Zustand dieser einst so hübschen Mutter so, daß die Kinder sie nicht mehr sehen durften. Nur ein kleiner Theil ihres Antlitzes war sichtbar, der andere Theil mit Linnen bedeckt. Die Wunden waren so tief, daß die Schwester, welche sie verband, sich der Thränen nicht enthalten konnte. Am 25. Juli 1833 empfing sie die hl. Wegzehrung und die letzte Delung, lebte aber noch mehrere Wochen. Drei Stunden vor ihrem Tode bedeckte sie ein kalter Schweiß, ihre Glieder wurden steif, die Haare standen zu Berge und ihr Angesicht war von Schrecken verzerrt. „O alles ist verloren, der Herr hat mich verstoßen“, rief sie aus „O mein Jesus laß mich dich wenigstens noch in diesem Leben lieben.“ P. von Quickeborn und Madame Duchesne suchten sie zu beruhigen, aber vergebens; sie schien im Kampf mit unsichtbaren Mächten. Der Beichtvater lag mit dem Gesichte auf der Erde und betete. M. Duchesne schauderte, aber unterstützte ihre Tochter. Es war die Finsterniß und die Stunde der Verlassenheit auf Calvária. Möglich wich der Schrecken, der sanfteste Friede umspielte ihre Züge. Mit lächelndem Antlitze hielt sie ihre Arme der Mutter hin und sagte: „Der Kampf ist vorüber, theure Mutter, laß uns frohlocken. Jetzt ist Jesus allein da.“ Das waren ihre letzten Worte. Der Priester und die Ordensfrauen stimm-

ten das Magnifikat an. Octavie wart tot. Das Opfer war vollbracht.

Bald darauf wurde Madame Ande, die zweite Gefährtin M. Duchesne's, die mit ihr nach Amerika gekommen war, durch die Generalversammlung 1823 nach Frankreich zurückgerufen, um dort die Interessen Amerikas zu vertreten. Im Sommer 1834 wurde das Haus in St. Louis von der Seuche befallen und M. Duchesne mußte ihre Röglinge nach Hause schicken. Sie selbst wurde bald auf ihre Bitten nach Florissant versetzt. Etliche Jahre später wurde sie auch wegen ihrer geschwächten Gesundheit des Amtes als Oberin enthoben. Trotz ihres Alters erwachte jetzt in ihrem Herzen die jugendliche Sehnsucht nach den Indianermissionen wieder. Durch ein Dekret des Congresses mußten alle Indianer blutenden Herzens das Land ihrer Väter verlassen und sich nach dem Westen, zurück ziehen. Die Jesuiten hatten Missionen unter ihnen an verschiedenen Stellen und wünschten dort Schulen zu errichten. M. Duchesne hielt so lange bei M. Barat und M. Galizin, der Bisitatorin von Amerika, um diese Mission an, bis sie mit M. Malhevon nach Sugar Creek geschickt wurde, um dort eine Schule zu errichten. Die Indianer dieser Gegend, die Potowatomies, waren Katholiken voll vom ersten Eifer. Gott belohnte ihre Frömmigkeit mit außerordentlichen Gnaden. Zweimal verschwand die hl. Hostie aus den Händen des Priesters und legte sich auf die Zunge eines armen Weibes. Eine bekehrte Indianerin sagte, daß die Mutter Gottes nie selbst gelehrt habe und daß sie dieselbe oft sehe. Die Heiligkeit ihres Lebens bestätigte die Wahrheit dieser Aussage. Ein frommer Mann hörte in den Wäldern die Stimme seines hl. Schutzengels, der ihm die Leidensgeschichte des Herrn erzählte. M. Duchesne schreibt in einem ihrer Briefe: „Man sagte mir, daß auf dem Kirchhofe der Potowatomies Leiber von Heiligen beerdigt liegen und deshalb bitte ich auf meinen einsamen Spaziergängen, daß meine Gebeine das Glück haben werden,

unter ihnen zu ruhen.“ Ihre Hoffnung sollte aber nicht in Erfüllung gehen. Sie war zu alt, die schwere Sprache der Indianer zu lenen, und ihre Gesundheit konnte den beständigen Entbehrungen nicht widerstehen. Sie erbaute durch ihr Beispiel und brachte fast den ganzen Tag in der Kirche zu, so daß sie von den Indianern „Die Frau die immer betet“ genannt wurde. Nach einem Jahre mußte sie auf Wunsch ihrer Obern ihre geliebten Indianer wieder verlassen und sich nach St. Charles zurückbegeben.

Die letzten 10 Jahre ihres Lebens weihte M. Duchesne dem Gebete, der Übung guter Werke und der Vorbereitung auf den Tod. Körperliche und zeitliche Leiden brachen über sie herein und förderten sie auf dem Wege der Heiligkeit. Nach einigen Jahren der Ruhe wollte M. Galizin St. Charles unterdrücken und nur mit genauer Noth entging es seiner Auflösung. Dagegen hob ihre Nachfolgerin, M. Marie Cutts, 1846 das Haus zu Florissant wegen seiner Nähe bei St. Louis auf. Es war ein herber Schmerz für die Gründerin, das Haus, an welches sich so viele süße Erinnerungen knüpfen, aufgegeben zu sehen. Im Mai 1852 fühlte M. Duchesne ihr Ende herannahen. Sie nahm Abschied von ihren Freunden auf Erden, insbesondere von M. Barat und ihrem alten Freunde dem Indianerapstel P de Smet, S. J. Anfangs Oktober schrieb sie letzterem: „Mein lieber Pater, ich kann diese Welt nicht verlassen ohne Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen. Vergessen Sie nicht nach ihrem Tode eine, die Sie mit so vielen Gnaden auf Erden überschüttet haben. Ich glaube, ich bin sehr nahe dem Thore der Ewigkeit. Das ist es, was mich antreibt, mich ihrer Liebe zu empfehlen.“ Jeden Tag wurde die 83jährige Mutter in die Kapelle getragen, um dort die hl. Kommunion zu empfangen. Am 16. November war sie jedoch so schwach, daß sie in ihrem ärmlichen Zimmer bleiben mußte. In diesem Tage kam Madame M. Boufrier, welche

gerade als Vikarin von Gruopo, angelangt war, zu ihr, und brachte der sterbenden Tochter den letzten Segen der Mutter. Am Donnerstag, den 18. November erhielt M. Duchesne aus den Händen P. Verhaegen zum letzten Male die hl. Kommunion. Sie betete beständig: „Jesus Maria und Joseph, Euch schenke ich mein Herz, meinen Geist, mein Leben. Komme, Herr Jesus, komm, weile nicht, komm, nimm mich von hier.“ Um 10 Uhr empfing sie die hl. Kelch und die General-Absolution. Um 12 Uhr übergab sie ihre heldenmüthige Seele den Händen ihres Schöpfers. Die Welt hatte eine Heroin verloren, der Himmel eine Heilige gewonnen.

P. de Smet war mit Madame Duchesne übereingekommen, daß wer von ihnen zuerst sterben würde, dem Ueberlebenden eine besondere Gnade ersuchen sollte. Er erhielt sie gleich nach ihrem Tode und schloß daraus, daß sie im Himmel sein müsse. Die theuren Ueberreste wurden inmitten des Klostergartens unter einer großen Bethheiligung von seiten der Bevölkerung bestattet. Als man am 22. Oktober 1855 das Grab öffnete, um den kostbaren Leichnam in die neue Kapelle zu übertragen, fand man ihn

noch unverfehrt. Wunderbare Gebetserhörungen fanden am Grabe statt und mehrten sich von Tag zu Tag, so daß man nach Rom schrieb, um die Seligsprechung der Dienerin Gottes einzuleiten. Vor einigen Jahren wurde von einer kirchlichen Commission von St. Louis die kanonische Eröffnung des Grabes vorgenommen. Man fand den Sarg voll von klarem Wasser. Woher dieses kam, konnte man nicht erklären, da der Ort trocken und der Sarg dicht war. Manche wunderbare Heilungen sollen durch den Gebrauch des Wassers gewirkt worden sein.

„Wir werden säen, andere werden ernten,“ hatte Mrg. Dubourg stets tröstend zu M. Duchesne gesagt. Und in der That, die Ernte ward groß. Im Jahre 1879 befaß die Gesellschaft des göttlichen Herzens in ganz Amerika 5 Vikariate, 31 Niederlassungen, mit 1200 Schwestern und erzog 3000 Interne junge Damen aus den höheren Klassen und 4500 Kinder aus allen Ständen und allen Nationen. Jetzt zählt sie in den Vereinigten Staaten allein 3 Provinzen mit 1120 Schwestern, 26 Akademien, 14 Pfarrihsulen, 2 Waisenhäusern und 4330 Zöglingen und wirkt unfählich viel Gutes zur größeren Ehre Gottes.



Die Liebe Christi ist unendlich. Ehe noch Menschen da waren, brannte ihm sein Herz schon, und er schuf sie. Ehe du noch da warest, waren deine Tage auf sein Buch geschrieben; als du in das Leben eintratest, umarmte er dich in der Taufe. Und er wird dich führen durch das Leben, führen durch den Todt führen in den Himmel. Wahrlich eine unermeßliche Länge der Liebe Christi! Auch der Rosenkranz ist unser treuester Freund. Er verläßt uns nicht, er bleibt bei uns. Er führt uns in die aller schönste und liebenswürdigste Gesellschaft zu Jesus und Maria. Er bringt uns eine angenehme, geistreiche, erhebende Unterhaltung. Doch noch mehr: Der Rosenkranz ist auch ein theilnehmender und hilfreicher Freund. Wenn die Frauen von Nazareth in Leid

und Trauer waren, dann sprachen sie untereinander: „Laßt uns zu dem Kinde Mariens gehen!“

Der Rosenkranz ist eine liebliche Musik für Gott, Jesus und Maria. Wer hat je ein lieblicheres Instrument gehört, das für das Herz Gottes, das Herz Jesu, das Herz Mariä einen angenehmeren Klang und süßere Musik von sich gegeben hätte als der Rosenkranz? Wollt ihr das Buch kennen, aus dem die Brüder des Rosenkranzes singen? Sehet die hl. Schrift an! Der Rosenkranz ist des ganzen Evangeliums, ja des ganzen Alten Testaments Brevier oder kurzer Inhalt. Wollt ihr die fünf Linien wissen? Betrachtet und merket wohl die fünf freudenreichen, die fünf schmerzhaften und die fünf glorreichen Geheimnisse!

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Achstes Kapitel.

Die Metamorphose.

Kurz nach Weihnachten schrieb der Legationsrath von Fernau einen längeren Brief an seinen Jugendfreund Justizrath von Schlickenberg, der zugleich sein juristischer Rathgeber und Anwalt war.

St. Moritz, Engadin, d. 29. Dezember.

Hotel St. Moritz-Kuhn.

Mein lieber Alter Schlickenberg!

Ueber das, was Du in diesem Briefe erfährst, wirst Du nach allen vertraulichen wie geschäftlichen Besprechungen, die wir miteinander während der letzten Jahre hatten, sehr erstaunt sein. Da ich Dir in so wichtigen und privaten Dingen stets mein Vertrauen geschenkt habe, muß ich Dich auch von den jüngsten Ereignissen in meiner Familie gebührend unterrichten. Laß mich der Reih. nach alles erzählen.

Du weißt, daß ich meiner Frau, die mich mit so merkwürdiger Hingebung in Baden gepflegt hatte, den Wunsch nicht abschlagen konnte, an ihrer Seite den Winter im Engadin zuzubringen. Ich stellte die Bedingung, daß unser Kind mir niemals unter die Augen komme, was Francisca unter vielen Thränen endlich zugab. Ich ließ die arme Frau damals ebenfalls verstehen, daß ich den Gedanken an eine Scheidung durchaus nicht aufgegeben hätte und daß ich mich von den Unterweisungen und Verhaltensmaßregeln, welche sie von Ihrem Vetter, dem Monsignore, ab und zu empfing, absolut nicht beeinflussen ließe. Meine Idee war eigentlich, durch ein längeres Ver-

weilen in der Nähe der Baronin auszuprobieren, ob ich ihr den größten Schmerz, der sie treffen könnte, vielleicht zu ersparen vermöchte. Geachtet, daß wissen Sie, aller Freund, habe ich die Baronin immer. Nur konnte ich dieser Ehe nicht meine Carriere und mein ganzes Lebensglück opfern. So dachte ich noch vor 6—8 Wochen. Und wie denke ich nun? Höre erst die Ereignisse.

Mitte November lud ich meine Frau eines Morgens zu einer Schlittenfahrt nach Samaden ein, ganz förmlich und höflich, wie wir seit Jahren miteinander verkehrten. Ich fuhr selber. Wir Beide waren somit allein im Schlitten. Vom Dorfe Sankt Moritz geht ein ziemlich steiler Fahrweg in Serpentinien durch den Lärchenwald in die Samadener Ebene. Ich ließ die Pferde unvorsichtiger Weise mit Windseile durch den klaren, glitzernden Wintermorgen jagen und achtete nicht auf die warnenden Zurufe der uns begegnenden Fußgänger. Ich hatte meine Lust an der tollen Jagd und begann, meine Gattin neckischer Weise zu ängstigen und aufzuregen. Sie saß aber mit bewunderungswürdiger Ruhe an meiner Seite und mahnte mich nur ab und zu freundlich, auf die Straße zu achten. Da — an einer scharfen Biegung war es — scheuten die Pferde plötzlich vor einem von einer Aroe oder Lärche niedertrachenden Aste und, ehe ich mich besinnen konnte, was los war, stürzte der Schlitten über den Rand der Chaussee hinunter. Wir schrieken beide auf und dann wurde es mir auf einmal eifig kalt, und darauf ganz finster vor den Augen. Ich merkte,

daß ich in ein tiefes Loch gefallen war, welches weicher, elastischer Schnee, mehrere Meter hoch, wie ein Daunentbett ausfüllte. Meine Glieder schienen heil, aber ich sah und hörte nichts. Ich versuchte, mich herauszuarbeiten, ward jedoch gewahr, daß ich bei jeder Bewegung noch tiefer sank. Was ich in diesen Augenblicken dachte—von mir, über Francisca und über den gewissen Tod, das will ich Dir hier nicht zu Papier bringen. Ich gab mich selber auf und betete ein Vater unser—Gott weiß, seit wie vielen Jahren das erste! Daß ich in der eisigen Hülle erfrieren mußte, und zwar bald, war mir sicher. Da—mit einem Male—ich war so wie im Halbschlummer—höre ich wieder Laute es wird hell und heller und wärmer. Ich sehe wieder, und wenn sehe ich, alter Freund? Meine Gattin, die mit einem lauten Aufschrei meinen Arm packt und zwei Bauern zuruft: Hier ist er, helfen Sie, helfen Sie! Nach einigen Minuten stehe ich auf meinen Füßen, aber klappernd vor Frost. In dem nahen Dorfe Celerina giebt man mir Stühwein und warme Kleider. Meine Gattin hatte glücklicherweise nur eine Hand verstaucht. Schlitten und Pferde waren gegen zwei starke Tannenstämme geschleudert worden, aber auch unverleht geblieben. Sie führten uns am Mitttag nach St. Moritz zurück, und am selben Tage erschienen Francisca und ich heil und gesund an der Table d' hôte. Ist das Ganze nicht wie ein Wunder, lieber Schlickenberg? Und du mußt Dich auf noch größere Wunder gefaßt machen. Seitdem ich die angstfüllten Augen meiner Gattin gesehen, die geglaubt, mich todt unter dem Schnee wieder zu finden, weiß ich, daß dieses edle Weib mich noch liebt, liebt wie am ersten Tage unserer Ehe. Was am Abende jenes Tages zwischen uns gesprochen wurde, kannst du Dir nicht denken, alter Freund. Ich bitte Dich ernstlich und feierlich, verbrenne alle meine Briefe, die sich auf meine Scheidungsangelegenheit und

die Correspondenz mit Jrl. v. Z. beziehen. Francisca weiß alles und hat mir vergeben. Ich bin ihrer nicht werth. Lächle nicht, alter Freund, wir sind noch nicht am Ende!

Joseph, mein Kind, zu sehen, konnte ich mich selbst nach diesem Vorfall nicht entschließen. Der Himmel hat aber auch hier gesiegt. Höre, wie das zuingt. Ein Vetter Francisca's, welcher mit uns hier in St. Moritz den Winter zubringt, hatte mit einem Studiosus einen Ehrenhandel auszufechten. Ich bot Della Baletta—weiß selbst nicht wie und warum—meine Dienste bei der thörichten Affaire an. Unser Vetter muß sich erst 'einpaucken', wie wir ehemals in Bonn zu sagen pflegten. Endlich, vor zwei Tagen, sollte die Sache zum Austrag kommen. Bei Tagesgrauen treffen sich die beiden Parteien in einem Holzschuppen hinter der französischen Kirche oberhalb des Kirchhofes. Der Sekundant des Studenten war ein gewisser Dr. Mettler—wie ich später erfuhr, ein Sohn Israels. Wunderbar genug, indem diese Klasse sonst nicht gerade zu den waffentragenden Heroen gehört. Der Unparteiische, ein Norddeutscher Wintergast aus einem Samadener Hotel, war auch gerade eingetroffen. Alle Vorbereitungen sind fertig, die beiden Paktanten erscheinen. Da öffnet sich, gerade als der Unparteiische das Zeichen geben will, die Thüre der Holzhude, und zwei Personen treten ein: Bruno Starck, der Sohn meines Oberförsters, der, wie Du weißt, eine so seltsame Schutzengelrolle bei meinem Kinde übernommen hat, und—der unglückliche Joseph selbst. Ich wußte, daß es mein Sohn war, obwohl ich ihn seit vielen, vielen Jahren nicht gesehen. Vor Scham und Wuth konnte ich kein Wort hervorbringen. Ich sehe, wie der junge Mann den bleichen Knaben zu Baletta, meinem Paktanten geleitet. Was kommt nun? denke ich. Der Knabe kniet vor Baletta nieder und überreicht ihm ein Stück Papier. Baletta liest, die Thränen

brechen ihm aus den Augen, er wirft seine Waffe auf den Boden und läßt mich lesen: „Selig die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Baletta beugt sich nieder zu dem Knaben, küßt ihn und geht auf seinen Gegner zu mit den Worten: „Herr Hoffmann, denken Sie von mir, was Sie wollen: Ich schlage mich nicht. Ich verzeihe Ihnen, verzeihen Sie mir ebenfalls.“ Ich versuchte, auch zu reden, aber mir blieb das Wort in der Kehle stecken. Der Gegenpauant verläßt unter spöttischen Bemerkungen die Szene; ich begleite Baletta, um ihm beim Ankleiden zu helfen. Es war bitterkalt, trotzdem wir ein Kohlenbecken in der Holzbude angezündet hatten. Wie ich mich umdrehe, steht mein Kind hinter mir und schaut mich an. Beinahe wäre ich auf dasselbe losgestürzt, um es zu schlagen, denn der häßliche Geist wollte wieder von mir Besitz ergreifen. Aber der junge Starck raunte Joseph zu: „Komm, Bruno, fürcht' dich nicht. Sag' Vater! Hörst du? Vater! Vater!“ Und das Kind thut es! Vater! Klingt es an mein Ohr. Ich muß mich auf den nächsten Stuhl niederlassen, so erschrocken war ich. „Er spricht ja!“ schreie ich Starck an. Der antwortet ruhig: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Nun seien sie barmherzig.“ Es brauchte dieser Mahnung nicht, lieber Schlickenberg. Ich war wie umgewandelt. Joseph, mein armes, vernachlässigtes Kind, saß auf meinen Knien und stammelte mir allerlei vor, anfangs scheu und furchtsam, aber bald ganz vertraulich. Und nun male dir die Begegnung mit meiner Gattin aus! Unsern Knaben an der Hand führend, trat ich in ihr Zimmer. Ich fürchtete, die Freude würde sie umbringen. Sie mußte sich zu Bett legen, so sehr waren ihre Nerven mitgenommen. O, welch ein edles, gutes Weib habe ich, und welch ein Abgrund von Niedrigkeit bin ich selber! Ich bin ein anderer Mensch geworden. Gewiß, ihre Frömmigkeit, ihre Liebe, ihr Opfereuth

haben mich überwunden. Ich wäre nie so tief gefallen, wenn ich nur ein Zehntel von Francesca Christenthum hätte. Doch ich muß Dich, das weiß ich, mit solchen ‚Sentimentalitäten‘ verschonen. Noch einmal bitte ich Dich, betrachte die ganze zwischen uns verhandelte Angelegenheit der *J. a l s A m t s g e h e i m n i s*. Ich denke nicht daran, mich scheiden zu lassen, und Gott sei mir gnädig!

Nun zum Schluß noch ein heiteres Stückchen, das freilich auch seine kostspielige Seite hat. Meinen Felix, das berühmte Faktotum, habe ich entlassen müssen. Einen Tag nach dem unterbrochenen Duell hat er sich nämlich im Hotel gepriegelt mit—dem Studenten, welcher Baletta's Gegner war. Es handelte sich um eine Eiferjuchtsgegeschichte, und dieses Mal war die Jose meiner Frau die Dulcinea. Wenn ich diesen Menschen, ich meine den Studiojus, eher gekannt hätte, ich würde Baletta nie erlaubt haben, sich mit ihm wegen eines Point d' honneur einzulassen. Felix ist also gestern Abend auf und davon, mit ihm die Jose, die er heirathen will. Heute Morgen entdeckte meine Frau, daß ihr verschiedene Schmuckstücken und Battüschentücher fehlten. Hatte ihre Bertha für eine Aussteuer gesorgt? Ich habe nach Chur, Chiavenna und Tirano telegraphirt, weil ich nicht weiß, über welchen Paß das saubere Paar entwichen ist. Wieder erhalten werden wir wohl nichts. Es ist uns auch einerlei. Wir sind so glücklich jetzt!

Zu drei bis vier Wochen reisen wir ab. Der Arzt meint, daß für Joseph das Klima auf die Dauer doch zu streng sei. Ich hätte nie gedacht, daß mein Kind doch noch zu dem werden könnte, was es jetzt ist. Ganz normal wird es nie werden, aber blödsinnig—ich schäme mich fast dieses Wort niederzuschreiben—ist es nicht. O, wie viel mag der eigene Vater verschuldet haben. Mit Deinem alten Freunde Fernau ist eine richtige Metamorphose vorgegangen, lieber Schlickenberg

—behandle ihn nun auch darnach. Du wirst diese Andeutung verstehen. Briefe treffen mich im Februar, postlagernd La Spezia, wohin wir via Mailand und Genua abzureisen gedenken. Der junge Starck geht natürlich mit. Er setzt sich in den Kopf, Joseph Lesen und Schreiben zu lehren, doch ich glaube noch nicht an dieses Wunder. Ist es in La Spezia nicht angenehm oder zu kalt, so gehen wir nach Neapel. Ostern möchte Francesca gern in Rom zubringen. Ich schlage es ihr nicht ab. Sie ist ein durch und durch religiöses Wesen. Wie kann sie nur einen Fernau lieben? Ich kann nicht mitthun, aber bewundere sie. Nun wirst Du mich wohl gehörig auslachen, alter Geselle. Das schadet aber nichts. Wer „peccavi“ sagt, muß auch den Spott vertragen können; das ist eben ein Theil der Buße, und oft der schwerste. Ich bleibe trotz alledem

Dein treueregebener

Fernau.“

Der Legationsrath hatte richtig prophezeit: sein Diener und dessen Braut waren nicht mehr aufzufinden. Herr und Frau von Fernau nahmen die Sache indessen von der heiteren Seite. Auch Francesca schrieb um dieselbe Zeit einen Brief, und zwar an ihren Verwandten, den Monsignore.

„„St. Moritz, d. 1. Januar. Abends.
Monsignore und lieber Cousin!

Der barmherzige Gott hat mir das als Neujahresgeschenk gewährt, um was wir so lange gebetet haben. Bestellen Sie sofort bei einem der besten Künstler in Florenz eine kostbare Monstranz, denn jetzt ist der Augenblick, der Mutter Gottes von Loreto mein Versprechen einzulösen.

Senden Sie mir zuerst, bitte, die Zeichnungen, wenn es möglich ist. Wir kommen nächsten oder Ende dieses Monats nach Italien. Vorläufig ist La Spezia in Aussicht genommen. Ich hoffe, mit meinem lieben Gatten auch Florenz wiederzusehen. Ostern wird jedenfalls in Rom

gefeiert. Sie wissen, daß wir für meinen Mann noch etwas wichtigeres zu erleben haben; helfen Sie mir dabei am Altare. Sollten Sie mit Fernau zusammentreffen, so vermeiden Sie alle Controversen. Er ist ein edler Mann und wird trotz mancher Hindernisse den Weg zum Lichte finden. Wo Ettore das Frühjahr zubringt, weiß ich nicht. Er möchte gern München sehen. Landschaften haben keinen Reiz mehr für ihn: Der Mensch ist das Größte, sagt er, von Gottes Geschöpfen, das Höchlichste, und interessanter als alle Bäume und Felsen und Abendlandschaften. Wenn Sie übrigens Bruno, den Freund meines Giuseppe kennen lernen, werden Sie Ihre Freude haben. Ettore nennt ihn nur den Erzengel. So viel ist sicher: Gott hat ihn uns geschickt. Manchmal meine ich, von lauter Wundern umgeben zu sein, und doch ist alles so natürlich. Gottes beifälliges Wirken um uns und für uns ist eben das größte aller Wunder. Denken Sie, gestern ist ein junger Student, der auch in unserm Hotel wohnte, von einem Felsen abgestürzt—tödt, zerstückt, gräßlich entstellt aufgefunden. Ich kannte ihn kaum, hörte aber, er sei ein halb überspannter Dichter. Er soll die Idee gehabt haben, mit den „nordlichen Göttern von hohem Steine das neue Jahr zu begrüßen.“ Nachts, bei dieser Kälte, machte er sich trotz aller Warnungen auf, mit der Edda in der Tasche, wie Ettore erzählt. Heute früh fand man bereits die Leiche. Der Doktor meint, er habe doch nicht lange mehr leben können, da er schwindsüchtig war und wenig rationell lebte. Beten Sie doch auch für diese arme, vielleicht unvorbereitete Seele, und schreiben Sie bald, Monsignore, und segnen Sie Ihre

dankbare Cousine

Francesca.

P. S.—Sie vergessen doch nicht die allwöchentliche hl. Messe für meinen Joseph? Er lernt jetzt das Ave Maria, denken Sie “ “

Neuntes Kapitel.

Das Morgenroth.

Wir sind zehn Jahre später. Schloß Fernau hat sich nicht verändert, nur ist es während der letzten Sommer viel lebhafter, froher im Herrenhause zugegangen wie ehedem. Die Familie wohnt jedoch nicht das ganze Jahr auf dem Lande. Se. Excellenz, der Graf, ist die meiste Zeit auf seinem Gesandtschaftsposten. Aber im Juli zieht er ein mit der Gräfin und den drei Kindern, welche Bruno, Franz und Maria heißen. Der älteste Sohn, ein kranker junger Mann, wohnt Sommer und Winter auf Fernau. Er vermißt die Eltern und Geschwister nicht allzusehr, denn entweder leihet ihm Bruno, der Förster von Oberndorf, oder dessen Schwester Marianne, oder endlich die alte Oberförsterin Starck liebe reich Gesellschaft. Die Leute nennen den ältesten Grafen das „arme Herrle“, obgleich der Name aus alten Zeiten stammt und nicht mehr so recht wie früher paßt. Es ist ja wahr, Graf Joseph ist ein gebrechlicher, unansehnlicher, schlichter Herr—aber so herzensgut gegen alle, die ihn besuchen! Gehen kann er nicht viel, höchstens ein wenig ausfahren. Wenn er allein ist, liebt er meistens, keine gelehrten und tief sinnigen Dinge, nein, ganz einfache Erzählungen, fromme Schriften und—Kinderbücher. Ueberhaupt, wenn man ihn nicht anschaut, muß man ihn für ein Kind halten. Seine Redeweise ist klar, aber fast naiv. An Gemälden und Musik hat er die größte Freude. Er unterhält sich gern, ist dankbar für jeden Liebesdienst, den man ihm erweist, bleibt immer ruhig, friedlich und gelassen, was da auch passieren mag. Nur einmal hat er einen traurigen Tag verbracht. Das war im vorigen Sommer, als Bruno zu ihm kam und sagte :

„Joseph, das Mariannerle kommt heute nicht.“

„Und warum nicht?“ fragte das arme Herrle und richtete sich aus seinem Stuhle am Fenster auf. Es dauerte eine Weile, bis die Antwort erfolgte :

„Es ist besser so.“

„Sie sieht dir so ähnlich, Bruno.“

„Ja, Joseph. Und morgen kommt sie auch nicht, und Sonntag — — Sonntag, ich weiß es nicht.“

„Wann denn wieder? Wönte es zaghaft und leise.“

Bruno schwieg, und der arme Joseph fing an zu weinen. Dann las ihm der Förster die Zeitungen vor, aber sein Freund hörte nicht zu. Nach einer Weile bat er vielmehr :

„Bruno, willst du Merten sagen, ich möchte heute Abend noch in die Kirche fahren?“

„Gewiß, Joseph. Er soll ansprechen.“

Und der junge Förster begleitete ihn. Joseph war sehr still und einsilbig. Erst spät am Abend trennten sich die Freunde. Dann begab sich das arme Herrle zur Ruhe, aber Nachts stand es auf, nachdem lange, schlaflose Stunden schon über sein Lager dahingezogen waren. Monsignore della Valetta, welcher alljährlich nach Fernau zu Besuch kam, fand Joseph den nächsten Morgen am Fenster der Hauskapelle sitzen, gerade als er sich zur Messe begeben wollte. Das bedeutete etwas.

„Nun?“ sagte der Prälat und berührte sanft seinen Arm, „so früh schon auf?“

„Ich habe die Sterne angeschaut. • Es war wunderlich. Sie haben mich getröstet. Nun kommt das Morgenroth : o wie herrlich ! Wie prächtig !“

Er hatte eine lange Unterredung mit dem Priester und wohnte dann andächtig seiner Messe bei. Die Gräfin meinte später beim Frühstück :

„Joseph, du siehst krank aus. Was fehlt dir, mein Herz?“

„Nichts, Mutter, ich bin ganz zufrieden.“

„Aber nicht wohl, Kind.“

„Ganz zufrieden. Wann kommt Bruno?“

„Er kommt ja nie vor neun Uhr, Kind.“

„Das ist wahr.“

Als Bruno erschien, ging Joseph mit ihm in sein Zimmer und sagte :

„Bruno, sag' dem Mariannerle, sie solle getrost wieder kommen, wenn sie mag. Ich

weiß, daß das nicht werden kann, was ich neulich gehofft. Ich bin ja ein Krüppel. Aber es ist gut. Sie braucht sich nicht zu fürchten.“

„Ich werd es bestellen, Joseph. Sie kommt ganz gewiß wieder.“

So geschah es. Die beiden Geschwister pflegten und unterhielten den armen Grafen nach wie vor. Zu Weihnachten theilte Joseph den Dorfkindern mit ihrer Hilfe Christgeschenke aus und nach Ostern kleidete er die Erstkommunikanten. Im Sommer kamen dann die Eltern und Geschwister wieder, und Joseph war wirklich heiter und glücklich. So ging es regelmäßig die letzten Jahre. — — —

Dieses Jahr war die Familie aber telegraphisch nach Fernau gerufen worden. Das arme Herrle hatte sich im Mai zu Bett gelegt und war die jüngstvergangenen zwei Monate kaum drei oder vier Tage im Ganzen aufgewesen.

„Es ist bedenklich, sagt der Doktor.“ Mit dieser Meldung begrüßte Merlen den Gesandten am Bahnhof.

Kurze Zeit später wohnte die Familie unter Thränen der Spendung der Stebesakramente bei. Noch einige Tage konnte Joseph leben. Er hatte die Auszehrung, meinte man.

Am letzten Abend, als Bruno zum vierten oder fünften Male erschien, flüsterte der Kranke :

„Morgen bin ich nicht mehr hier, Bruno. Rufe mir die Eltern und dann, wenn ich von ihnen Abschied genommen habe, sollst du auch das Mariannerle und Mama und Papa fortschicken. Tante Valetta . . . bitte laß ihn dann kommen und dableiben. Und du gehst auch nicht fort, Bruno. Ich will in deinen Armen sterben.“

Man mußte ihm den Willen thun, obwohl die Gräfin sich nicht mehr von ihrem Schmerzenskinde trennen lassen wollte. Nur auf Bitten des Monsignore gab sie sich zufrieden im Nebenzimmer bei geöffneter Thüre zu wachen. Der Graf hatte lange am Krankenbette gekniet und bewahrte nur

schwer die Fassung, als Joseph ihm freundlich erklärte :

„Wenn ich ein schlechtes Kind war, so mußt du mir jetzt verzeihen, Vater.“

„O mein Joseph, bitte du für mich, wenn du beim lieben Gott bist. Willst du?“

„Ganz gewiß. Vater, ich habe euch alle so lieb, aber ich bin doch so froh, daß es nun in den Himmel geht. Warum weinst du denn? Ich glaube, es ist alles hell und schön beim lieben Gott. Wenn du auch kommst, dann sehen wir uns wieder. O wenn du kommst mit der Mama! Da reißet ihr nicht ab im Herbst. Aber du mußt nicht weinen, Papa!“

Der Graf konnte es nicht mehr ertragen. Er wankte aus dem Zimmer und suchte seine Gattin auf :

„Francesca, Gott ruht unser Kind — seinen Engel.“

„Danken wir ihm“ antwortete die Gräfin, „Gott weiß, daß unser Kind es da droben besser hat.“

Gegen Morgen, als die ersten Purpurstrahlen des Frühlichts fielen, rief Joseph zum letzten Male :

„Bruno!“

Der Gerufene war ja ganz in der Nähe. Er beugte sich über das Bett und der Sterbende neigte das Haupt auf das grüne Jägerwams, an die treue Brust seines besten Freundes auf dieser Welt. Bruno umfing ihn mit der Rechten und hielt ihm das Bild des Erlösers mit der freien Hand an die Lippen. Monsignore Valetta hatte die Sterbegebete begonnen. Die Eltern und Geschwister Josephs knieten weinend auf dem Boden. Der Scheidende sah sie nicht mehr. Goldig spielte die Sonne an der Wand hinter dem Bette. Noch einmal öffnete sich der bleiche Mund :

„Jesus, Maria!“

Dann wurde das Haupt schwerer und schwerer, bis es sanft an Bruno's Brust einschlug. Ein leiser Seufzer, und das arme Herrle war dieser Erdenwelt entflohen. — — — — —

Im selben Jahre erregten bei der Münchener Kunstausstellung die Bilder eines bisher noch wenig beachteten italienischen Malers ungemeines Aufsehen. Es waren etwa acht oder zehn Gemälde, welche einen zusammenhängenden Cyclus von Darstellungen aus dem Buche Tobias bildeten. Die Zeitungen rühmten den gesunden Geschmack, die erstaunliche Technik und die idealen Gestalten an dem Werke. Nur die religionsfeindlichen Kritiken fanden die Auffassung zu „nazarenisch“, „mystisch“ oder was sie sonst für Schlagwörter brauchten. Das Publikum zollte den Gemälden ziemlich ungetheilten Beifall. Tagtäglich standen dichtgedrängte Gruppen von Künstlern und Laien vor der

„Nummer 2417 ff. Ettore della Valetta, Der Erzengel und Tobias.“

Wir belauschten neulich bei einem Besuche des Glaspalastes eine Familie aus Frankfurt am Main, die auch im „Bayerischen Hofe“ logirte. Es war der Sanitätsrath S. mit Frau und Kindern. Aufmerksam horchte die ganze Gesellschaft auf die erklärenden Worte des Vaters :

„Seht, auf d i e s e m Bilde hier, wo der junge Tobias mit dem Engel auszieht, könnt ihr meinen leibhaftigen Bruno sehen. Raphael ist Bruno wie er leibt und lebt, wirklich kaum idealisirt. Jungens, d e n hättet ihr kennen sollen ! Den alten Tobias hier habe ich auch gekannt. Wenigstens findet man ganz deutlich einige Züge heraus, die dem jungen Pontresina Bergführer gehören. Der junge Tobias ist natürlich nicht der arme kleine Baron, das versteht sich. Der hatte kein Gesicht zum Malen ; kann's nicht helfen. Du brauchst mir deshalb keinen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen, Agnes ! Habe ich dir nicht schon oft gesagt, daß ich ohne das „arme Herrle“ und die Seinen sicher nicht zu deiner Kirche gelangt wäre ? Das ist doch genug Lob, scheint mir. Komm' Frau, kommt Kinder, wir wollen weiter gehen. Papa wird gerührt, kann's nicht helfen. Ist sonst nicht meine Art. Das arme Herrle, geb's Gott, ist jetzt reicher als wir alle ! Kinder, merkt euch das : e n e r g i s c h e , o p f e r w i l l i g e Frömmigkeit, d a s ist die rechte !“



Zum Auferstehen ist Christus gesetzt. Er ist der feste Halt, der sichere Grund. Er ist ein Zeichen, hoch aufgerichtet, ein Banner, auf des Berges Spitzen aufgepflanzt. Er ist ein Fels, weil er wie ein Fels fest und für die Dauer ist; er ist ein Fels des Heils, weil die Seinen Heil bei ihm finden; er ist ein Fels des Heiles für die, welche sich an ihn halten. Aber Christus ist zum Fall für die, welche von ihm bereits aufgerichtet worden sind und seine Gnade gekostet haben, aber wieder sinken und sich an ihm ärgern. Es giebt verschiedene Klassen von Christen. Die einen sind Namenkatholiken. Obwohlingezeichnet im Taufbuche, leben sie so, daß kein Mensch es ihnen ansieht, daß sie katholische Christen sind. Darum müssen sie es sagen : „Wir sind schon auch Katholiken !“ Eine andere Gattung sind die Scheinchristen.

Sie haben den Glauben schon verleugnet; aber um nicht ausgerichtet zu werden, gehen sie öfter in die Kirche und hie und da sogar zu den Sakramenten. Endlich gibt es noch Kirchenchristen. In der Kirche sind sie gute Christen. Aber über die Schwelle der Kirche getreten, kümmern sie sich ums Christenthum gar nicht mehr. So ist überall Widerspruch gegen Christus, immerdar Feindschaft wider ihn, die bald stille brennt, bald in hellen Flammen emporlodert. Und auch für uns ist Christus ein Fels des Verderbens wenn uns sein Leben, sein Leiden, seine Person, sein Wort, seine Regierung Vergerniß oder Thorheit ist. Auch für uns ist Christus ein Stein des Anstoßes und Verderbens, wenn wir an ihn nur mit halbem Herzen glauben, ihn nur mit leeren Worten bekennen und mit unserem Wandel lästern.

Krieg oder Frieden?

Eine zeitgemäße St. Michaels-Betrachtung.

Von Rev. Robert Schwickeralth, S. J.

Der Krieg ist vorüber! Friede! Wesen Herz freute sich nicht, als vor kurzem diese Nachricht über das Land dahineilte? Allein es ist ein Kriegsbild, das wir heute entrollen werden. Aber wie? wird die „Nundschau“ noch ein verspätetes Kriegsgeschrei anheben und zum Kriege hegen, wie es gewisse Zeitungen vor einem halben Jahre gethan? Gott bewahre. Im Kriege, von dem wir sprechen, handelt es sich nicht um einige Inseln im Atlantischen oder Stillen Ocean; er wird nicht ausgefochten mit Torpedobooten und Panzerschiffen, sondern es ist ein Geisteskampf, ein Kampf, geführt gegen geistige Gegner, um geistige Güter, und mit geistigen Waffen. Es ist der Kampf, der entbrannte, ehe noch ein Schwert von Eisen geschmiedet war, „als sich ein großer Streit erhob im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt mit seinen Engeln: und es ward hinabgeworfen jener große Drache, die alte Schlange, welche genannt wird der Teufel und Satan“ (Offenbarung des hl. Johannes 12, 1.)

Das ist der größte Kampf, den Himmel und Erde je gesehen: der fortbauert seit jenem Augenblick, und die ganze Schöpfung in zwei gewaltige Heerlager theilt: jener alte Kampf, der in stets neuer Gestalten und Phasen fortwüthen wird bis zum großen Tage der Entscheidung und des Triumphes. In diesem Kampfe war St. Michael der Bannerträger, Signifer salutis, wie die Kirche ihn nennt; und wir, die wir alle an diesem Kampfe theilnehmen möchten, rufen am Ende jeder Messe zu diesem „Fürsten der himmlischen Heerschaaren, daß er uns schütze gegen die Bosheit und die Fallstricke des Anführers der bösen Geister.“

Haben wir je nachgedacht, warum unser hl. Vater, Papst Leo XIII., uns auffordert gerade diesen Heiligen um Hilfe anzuflehen? Ein Blick auf das Bild des hl. Michael wird es uns erklären. Wir sehen ihn gewöhnlich abgebildet mit dem Drachen zu seinen Füßen, in der Linken den Schild und in der Rechten das flammende Schwert. Die Betrachtung dieser Symbole wird uns zeigen, wer unsere Feinde sind in jenem großen Geisteskampfe, und welches die Waffen, mit denen wir die Feinde bekämpfen und besiegen können.

I.

Der Drache zu Füßen des hl. Michael symbolisirt Lucifer und seinen Anhang, die stolze Engelschaar, die sich gegen Gott erhob und sprach: Non serviam, ich will nicht dienen; (Jo. 2, 20). Nein, zum Himmel will ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron. Ich steige auf der Wolken Höhen, dem Höchsten will ich gleich sein.“ (Isaias 14, 13). Aber was geschah? St. Michael erhob sich gegen ihn, glühend von Eifer für Gottes Ehre, und rief: Quis sicut Deus? Wer ist wie Gott? Und er, der Gott gleich sein wollte, „zur Hölle fuhr er hinab“ zur tiefsten Grube.“ (Isaias 14, 15). Das war die erste Revolution, die erste Auflehnung gegen Gott. Die Rebellion wurde unterdrückt durch St. Michael, die Aufrehrer wurden hinabgeschleudert in den Abgrund — aber der Geist des Aufrehrs und der Empörung lebt fort im gefallenem Himmelsfürsten und was ihm einst dort oben mißglückt, sucht er auf Erden zu verwirklichen: einen Thron für sich aufzurichten und die Huldigung der Welt entgegenzunehmen. Darum verführte er das erste Menschenpaar zum Stolz, zur Auflehnung gegen Gott: „Ihr werdet Gott

gleich sein.“—Darum entflammt er in der Menschheit einen solchen Eigendünkel, daß sie beginnen „einen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichet, daß ihr Name berühmt werde, ehe sie sich in alle Länder zerstreuen“ (1 Moses 11, 4). Darum wagt er es selbst dem Gottessohn sich zu nahen und das Ansinnen zu stellen: „Falle nieder und bete mich an.“

So arbeitet er fort durch die Jahrhunderte, und auch in unserer Zeit rastet er nicht. Und ist sein Wirken ohne Erfolg? Ist er nicht immer noch der „Fürst dieser Welt“, kann er nicht Gott Hohn sprechend ausrufen:

„Vom ew'gen Lichtthron dacht ich Gott zu stürzen!

Dafür in Raumes tiefster Abgrundsnacht
Den schwarzen Kerker grub mir der Allmächt'ge.

Ich weiß, ich weiß! doch hat's bezahlt
der Gott—

Und satz'kam theuer, mein ich, kam der Handel.

Wer ist denn eigentlich jetzt Gott auf Erden?
Wer betet ihn noch an! wer kümmert sich
Den Pfifferling um sein ohnmächtig
Zürnen?

Mich aber betet an das Erdenrund,
Und meine Tempel zählen sich nach
Tausend!“

Doch wie ist das möglich? Man glaubt ja nicht mehr an die Existenz des Teufels, und da soll man ihn noch anbeten. Wo zeigt er sich? Es scheint mit dem Teufel gegangen sein, wie mit gewissen kolossalen Thiergattungen, die vor Jahrtausenden unsere Erde bevölkert haben sollen, aber ganz verschwunden sind. Die Gelehrten finden Reste vom *Thylakosaurus* und anderen ähnlichen Rieseneidechsen, die oft über 100 Fuß lang wurden, oder vom *Mastodon*, oder Mammuth, kolossale Elefantenarten, von denen man Modelle in unsern Museen sehen kann. All diese Thiergattungen sind gänzlich verschwunden. Es ist als ob es mit dem Teufel ganz so gegangen wäre: Man sieht nichts von ihm, und wagt man es seinen Namen in einer gebildeten Gesellschaft zu nennen, so kann man fast sicher

sein, daß vornehm-mitleidige Lächeln eines „aufgeklärten Herrn hervorzurufen.“ „Wer glaubt noch an solche Ammenmärchen und Spuckgeschichten.“

Jetzt aufgepaßt, da steckt was dahinter— Man redet jetzt so viel von *Evolution*; alles wird durch sie erklärt: die Entstehung der Welt, die Entstehung der Lebewesen, die Entstehung der verschiedenen Thiergattungen, der vollkommenen aus weniger vollkommenen, und endlich die Entwicklung oder Abstammung des Menschen vom Thier. Nun, der Teufel ist ein gar schlauer Gesell, und außerordentlich gelehrt, und in den „neuesten Errungenschaften der modernen Wissenschaften“ ist er ganz zu Hause, quite up to date. Das Kapitel der Evolution hat er wie kein anderer verstanden. Er hat in seiner tausendjährigen „Evolution“ gelernt, daß im „Kampfe ums Dasein“ die Anpassung die wichtigste Rolle spielt. Wer sich am besten zu accommodieren weiß, hat am meisten Aussicht voranzukommen. Was unnütz oder gar schädlich ist, läßt er verkümmern, was zweckdienlich ist gewöhnt er sich an, und vervollkommnet er: ganz nach den neuesten Prinzipien der Evolution, wie sie ein Darwin oder Spencer nur aussprechen kann. Also wie macht er's: Als Schlange zu erscheinen, oder gar als Drache mit Eidechsenflügeln, wie wir ihn auf St. Michaels' Wibe sehen, wäre doch gar zu naiv, zu „mittelalterlich,“ und würde alle modernen Eva's in die Flucht jagen. Mit Pferdefuß und nach rückwärts laufendem Zierrath auftreten, wäre ein gar zu allfränkischer Stil, nur geeignet das Gallo der lieben Straßenjugend hervorzurufen. Legionsweise in eine Herde—Schweine zu fahren, wie dazumal im Lande der Gerañener,—psui! das wäre doch gar unästhetisch, in einem so fein gebildeten Jahrhundert, da man jene Thiere ja kaum bei ihrem Namen nennen darf. Und überdies,—was die Hauptsache ist—durch solches „unzeitgemäßes“ Auftreten würde er sich ja selbst ins Handwerk pfeifen.—„All-

es was da ist, ist Stoff und Kraft, Materie und Energie. Außer ihr giebt es nichts. Denken, Fühlen und Wollen ist Gehirnthätigkeit, chemische Energie. Es giebt keine Seele, giebt keinen Geist, also auch keinen Teufel, keinen Gott, keine Hölle.“ Das sind die Lehren, welche die Kornphären der Wissenschaft auf den Universitäten, der Lecturer in der Halle, der Schriftsteller in Zeitung und Zeitschrift vortragen mit einer Sicherheit, welche nur das Bewußtsein der Unfehlbarkeit giebt. Und der „gemeine“ Mann? Er hört es, nimmt es gierig auf: „Kein Gott, kein Teufel, also auch keine Hölle? — Hurra!, es lebe das Fleisch und sein Gelüste. Laßt uns essen und trinken und das Leben genießen, so lange wir können.“

Nun denkt euch einmal der Teufel zeige sich so offen wie zur Zeit der verhaßten „Galiläer“, in so furchtbarer Besessenheit, würde er da nicht „gegen sich selbst kämpfen und sein eigenes Reich zerstören?“ Wahrschaffig das müßte „ein recht dummer Teufel“ sein. Da würde er ja der ganzen ungläubigen Welt zeigen, daß es einen Teufel giebt, daß es also Geister giebt somit auch einen Gott! Deshalb paßt er sich an, hält sich bescheiden zurück und hat einen hellen Spaß daran, wenn seine eigene Existenz von seinen Lieblingen und treuen Dienern so keck geleugnet wird. Der Geist gefällt ihm, diese stolze Negation; denn sie ist nichts anders als Auflehnung des Menschengewisses gegen Gott, Gottes Offenbarung und die eigene Vernunft. Wo dieser Geist herrscht, kann er nur gewinnen; es ist vollendete Revolution, das Kind des Stolzes.

„Stolz ist's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Teufel auch die Menschen packt.“

Nach der Ansicht des hl. Augustinus machte der Teufel sich die heidnischen Drackel zu nuge, um die Menschheit zu betrügen. Nun, auch jetzt ist an solchen Drackeln kein Mangel; ganz gewiß aber hat das verworrene Gefasel der Pythia auf ihrem Dreifuß zu Delphi der Welt weniger geschadet als das nicht weniger dunkle Ge-

rede so mancher Professoren auf ihren Kathedern, dieser Altväter des modernen Unglaubens. Sind doch sie es, welche versuchen die Menschheit von Gott abzuwenden, indem sie ihnen fort und fort zuraunen: Eritis sicut Dei. Die Welt ist Gott, ihr seid selbst ein Ausfluß, eine Emanation oder Evolution des großen Universalgeistes, und außer dieser Welt ist kein Gott.“ Aus diesem Grunde liebt der Fürst dieser Welt die ungläubige Wissenschaft, hegt und pflegt sie als sein Schooskind, und arbeitet mit aller Macht daran, katholisches Wissen in Verruf zu bringen und keine katholischen Hochschulen aufkommen zu lassen.

Doch dem schlauen Geiste des Abgrundes stehen noch andere Truppen zur Verfügung. Seht wie sie da einherziehen, in Reih und Glied! unabsehbare Schaaren mit Schurzfell und Hammer, Freimaurer, A. P. A., und wie die kirchenfeindlichen Gesellschaften all heißen mögen. Wie sie so selbstbewußt aufzutreten, sie die „Priester der Humanität“ und des „Fortschrittes“! wie sie herrschen in Kabinetten und an Fürstentischen, wie sie all ihre Macht aufbieten, die Kirche, das Reich Christi, zu vernichten! wie sie alle Mittel dazu benutzen. List und Gewalt, Diplomatie und Polizei, Lüge und Verleumdung, und am meisten die allmächtige Phrasologie: Wir die Vertreter der Aufklärung und Bildung, die Vertheidiger der unveräußerlichen Menschenrechte, die Apostel der Freiheit und geläuterten Sittlichkeit, die Kämpen für freie Forschung und Toleranz: seht wie wir streiten gegen mittelalterliche Finsterniß und scholaistische Spiegelschere, gegen römische Priesterherrschaft und Geisterknechtung und Pfaffenbetrug. Wir hassen starren Confessionalismus, sectarian schools, und religiöse Vorurtheile. Fort mit Messe, Professionen und andern Mummenschanz; pui über Marienverehrung und päpstliche Unfehlbarkeit; nieder mit klerikalen Uebergriffen und Fremdherrschaft (foreignism!) — doch wir kämen ja an kein Ende, wollten wir all die Schlagwörter aufzählen, mit denen sie gegen die Kirche zu

Felbe ziehen, und leider Manche täuschen. Nicht umsonst beten wir, St. Michael möge uns vertheidigen gegen die *F a l l s t r i c k e* des tösen Feindes, der es stets verstanden, „sich in einen Engel des Lichtes zu verwandeln“ wie schon der hl. Paulus die Chriſten warnte (2 Cor. 11, 14).

Das sind die Feinde der hl. Kirche: die verschiedenen Klassen und Schattirungen des Unglaubens und Liberalismus, alle gebrandmarkt mit dem Zeichen ihres Vaters: Stolz, Auflehnung, Selbstvergötterung und Selbstanbelung. Wie furchtbar ist ihre Schaar; wahrlich, „ihre Zahl ist Legion“ (Marcus 5, 9). Wie sie trotzig einherkommen und Hohn sprechen der Kirche, wie einst der freche Philister Goliath dem Volke Gottes; ja wie sie Gott selbst herausfordern und entthronen wollen, wie die schrecklichen Riesen der Vorzeit, die, wie uns die Sagen melden, den Himmel stürmen wollten!

Wem soll da nicht hangen für die makellose Braut des Herrn? Wer wird für sie eintreten, und den Kampf aufnehmen gegen solche Feinde?—,M i c h a e l, der große Fürst, der für die Söhne deines Volkes streitet“ (Dan. 12, 1). Er ist der Schutzgeist des christlichen Volkes; er hat einst den Tag gewonnen gegen Lucifer, und er wird auch dessen Anhang demüthigen.

II.

Lucifer war vielleicht der höchste der Engel, weit herrlicher und mächtiger als Michael—und doch—wie er sich windet und krümmt unter Michaels Füßen! Was hat Michael solche Macht gegeben, daß er als der „Stärkere über den Starken kommt“ (Luc. 11, 22)? Es waren seine *W a f f e n*. Schaut auf sein Bild, wie er mit der Rechten das feurige Schwert und in der Linken den Schild hält mit der Inschrift: *Quis ut Deus, Wer ist wie Gott?* Was bedeutet dieser Schild. Der hl. Paulus erklärt es uns im Brief an die Epheser 6, 11: „Zieheth an die Rüstung Gottes . . . vor allem ergreift den *S c h i l d e s G l a u b e n s*,

mit welchem ihr alle feurigen Pfeile des Bösewichts auslöschen könnt.“ Also der Schild des Glaubens, die *W a h r h e i t*: Die Wahrheit wird endlich siegen, mag sie auch für eine Zeit scheinbar unterliegen. Der Schild der Wahrheit, mit dem Motto: *Wer ist wie Gott?* wird auch die Angriffe der Feinde der Kirche zu nichte machen. *Wer ist wie Gott?* stürzte den stolzen Engel, der von der eignen Schönheit sich verblenden ließ, denn Gott und seine Macht ist unendlich höher. *Wer ist wie Gott?* wird alle Hochmüthigen stürzen—auch Könige und allmächtige Minister, falls sie an seiner Kirche sich vergreifen. „Vor ihm gilt kein Ansehen der Person“ (Römer 2, 11); das Scepter des gewaltigsten Kaisers zerbricht er, als wäre es Glas. Hat nicht die Geschichte von mehr als 1800 Jahren das genugsam bewiesen, angefangen von Herodes bis hinab zu Napoleon und Bismarck! *Deposuit potentes de sede, Die Gewaltigen hat er vom Throne gestoßen.*“

Wer ist wie Gott? ist eine entschiedene Mahnung an die stolze Wissenschaft: Ja, es giebt einen Gott! und möge ihr noch so selbstgefällig seine Existenz leugnen. „Gott wird euer lachen“ (Psalm 2, 4)

Wer ist wie Gott? ruft ein energisches Halt zu den Aufklärungshelden. Wahrer Fortschritt kann nur erwachen auf dem Boden der wahren Religion; wahre Aufklärung kommt nur von Gott, dem Urquell alles Lichtes; durch ihn, „der da ist das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen“ (Johannes 1, 9); wahre Freiheit ist nur die „Freiheit der Kinder Gottes“, wahre Gleichheit und Brüderlichkeit nur die, in der wir beten: „*Vater u n s e r.*“

Wer ist wie Gott? ist eine ernste Warnung für den Naturalismus, die Emancipation des Fleisches. Ja, wer ist wie Gott und darf es wagen seine Gebote zu übertreten? Ihm Troß zu bieten und seinen Grimm herauszufordern? Hat er seinen höchsten Engel nicht geschont, wird er

da den armfeligen Erdenwurm ungestraft lassen?

Wer ist wie Gott? möge ein einbringlicher Mahnruf auch für uns sein und zu demüthigen vor Gott und seiner Offenbarung und seiner Kirche. In eines jeden Herzen liegt tief eingewurzelt derselbe Geist des Stolzes, der den Lucifer stürzte: „Ich sah den Satan wie einen Stein vom Himmel fallen, (Lucas 10, 18). Und wie viele große Männer, Sterne am Firmament der Kirche, sind gefallen, weil sie den Stolz nicht bekämpften, sich der Lehrentscheidung der Kirche nicht unterwerfen wollten. Ist nicht die Geschichte aller Heresien, und Spaltungen eine reiche, traurige Illustration dafür?

Wer ist wie Gott? soll aber auch ein Trost für uns sein. Wie oft scheint es, als ob die Feinde der Kirche triumphierten; wie oft heben sie ein Jubelgeschrei an, wenn sie glauben die „Verhaszte“, die „Infername“, endlich vernichtet zu haben! Das könnte eine treues Kind der Kirche oft fast entmüthigen. Allein: Wer ist wie Gott? wer kennt seine Rathschlüsse, wer kann ihm widerstehen? „Der alte Gott lebt noch und läßt seiner nicht spotten.“

Das also ist der Schild des Glaubens, der ewigen Wahrheit, an dem alle feurigen Geschosse Satans machtlos abprallen werden.

Mit der Rechten schwingt St. Michael das flammende Schwert, die Angriffs- waffe. Das ist der glühende Eifer für die Interessen der hl. Kirche. Dieses Schwert müssen auch wir schwingen im Kampfe. Müßige Zuschauer, Indifferenten, kann es in diesem Kampfe ebensowenig geben, als im ersten Geisteskampfe im Himmel. Wohl spricht Dante (Inferno 3, 34) von

„— — — elenden Seelen derer,
Die ohne Schimpf, wie ohne Lob gelebet.
Gemenget sind sie zu dem bösen Schwarm
Der Engel, die nicht widerstrebend waren,
Noch Gott getreu, und nur für sich ver-
blieben.“

Allein das ist nicht bloß eine poetische Zic-

tion. In Wirklichkeit heißt es: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich.“

Ruhig zusehen wäre Feigheit, Verrath, Alle müssen kämpfen, nicht nur die Priester, sondern auch die Laien. Auch sie gehören zur streitenden Kirche. Die Priester sind die Offiziere, sie führen die Soldaten bloß an. Also muthig kämpfen für die Interessen der Kirche. Lauschen wir nicht auf gewisse ängstliche oder feige Seelen, eine milde Sorte von Liberalen, die da reden von: „Geduld, nur nicht Andersgläubige stören! nicht so aggressiv! Ruhe, Frieden!“ Gewiß darf kein unkluger Eifer entwickelt werden; aber es giebt auch eine Klugheit, die Feigheit; einen Frieden, der ein fauler Friede ist. Er, bei dessen Geburt die Engel sangen: „Friede den Menschen auf Erden,“ sagt von sich selbst, daß er gekommen, „nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Matth. 10, 34). Möchten wir doch nur lernen von unsern Gegnern! Wie rührig die sind! Da ist keine neue Erfindung, die sie unbenutzt lassen; keine Straßenecke, an der sie nicht Sinnlichkeit predigen, kaum ein „Abvertisement“, das nicht Lüsterheit athmet; keine öffentliche Bibliothek, keine Zeitung, keine Zeitschrift, in der sie nicht kirchen- und christenfeindliche Ideen verbreiten. Und wir Katholiken sollten unthätig bleiben? „Schlafen, während der Feind den Samen des Unkrauts in die gute Saat streut (Matth. 13, 25)“? Sollen nicht auch wir alles anbieten, alle neuen Erfindungen benutzen zur Verbreitung des Guten? Sollen wir nicht auch katholische Bibliotheken gründen, katholische Blätter unterstützen, vor allem katholische Schulen in jeder Weise zu fördern und zu vervollkommen suchen. Denken wir ja nicht und man kann es zuweilen von Katholiken hören—die Schule war gut vor 30 Jahren, warum ändern? Dies oder jenes Lehrbuch war ausgezeichnet vor 50 Jahren, weshalb nach einem andern umschauen? Diese oder jene Lehrmethode war die beste vor 100 oder 200 Jahren also muß sie es auch jetzt noch sein?—Solche

Grundsätze müssen der Kirche schaden. Man vergesse nicht, es giebt auch einen wahren Fortschritt, eine wahre Evolution, auch in der Kirche. Der göttliche Stifter deutet es selbst uns an; er vergleicht seine Kirche mit einem Senfkörnlein, das zum stattlichen Baume heranwächst. So auch wächst die Kirche; nicht nur extensiv, sondern auch intensiv; nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. durch Ausgestaltung und schärfere Definirung der Lehre, durch Ausbau der Hierarchie, Entwicklung neuer Vereine, Andachten u. s. w. Die Kirche ist die Stadt Gottes. So lange Leben in einer Stadt ist, dehnt sie sich aus, werden Straßen erweitert, Kirchen und Stadthäuser verschönert, Geschäftshäuser vergrößert u. s. w.

Beherrzigen wir das, und falls wir die

Fähigkeit und die Gelegenheit haben, suchen wir in unsern Kreisen es auch ins Leben zu setzen. Werden wir eifrige Streiter Christi; treten wir ein für die Interessen unserer hl. Kirche. Bekennen wir muthig unsern Glauben vor der Welt in Wort und That. Vergessen wir aber auch nicht, das Schwert des Geistes. „Gebt mir eine Armee von Betern,“ pflegte Papst Pius IX. zu sagen, „und ich will die Welt bekehren.“ Beten wir für den hl. Vater und die Kirche; rufen wir mit ganzem Herzen am Ende der hl. Messe: „Hl. Erzengel Michael, schirme uns im Streite gegen die Nachstellungen des bösen Feindes. Du Fürst der himmlischen Heerschaaren, schleudere in den Abgrund Satan und die bösen Geister, die zum Verderben der Seelen in der Welt umherziehen. St. Michael, großer Streiter, bitt für uns!“

* * * *

Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

Was ich im vorigen Monate gehofft, ist geschehen—der Frieden ist gekommen.—Man hat die Waffen gestreckt.—Die amerikanische Kriegsflotte ist bereits zurückgekehrt und hat in New York eine Triumphparade abgehalten. Die Mehrzahl der amerikanischen Soldaten ist von Kuba heimgezogen und die Spanier von Santiago sind nach Spanien zurücktransportirt worden.—Kuba und Porto Rico sind jetzt in unseren Händen und das übrige wird von einer Friedenskommission in Paris auf diplomatischem Felde ausgefochten werden. Anstatt Pulver wird man jetzt Tinte gebrauchen und anstatt der Dynamitbomben werden jetzt Champagnerpfropfen knallen.—

Jetzt haben wir die Bescherung. Was thun wir jetzt damit? Ja, da gibt es eine ganze Unmasse von Fragezeichen, eines größer als das andere!

Eines haben wir schon so ziemlich im

Reinen. Die sogenannte kubanische Republik ist unmöglich. Das sind ja Nichts als Räuberbanden, diese Insurgenten. Wenn wir nur nicht gezwungen werden, dieselben noch ärger zu maßregeln, als es selbst die Spanier gethan. Am Ende werden wir einsehen müssen, daß der einzige große Boß, den die Spanier geschossen, der war, daß sie dem Insurgentengesindel nicht schon längst den Garauß gemacht hatten. Was fangen wir nun aber mit diesen beiden Inseln an? Ueber Manila wollen wir noch nicht sprechen, denn, obgleich die Stadt Manila erstürmt wurde am Tage nach der Friedenserklärung, von welcher man aber dort noch Nichts wußte, so war die Uebergabe doch nur beschränkt auf die Stadt und ihre nächste Umgebung. Was weiter mit den Philippineninseln geschehen soll, wird vom Friedenskomitee bestimmt werden.

Kuba und Porto Rico haben wir aber gefordert und Spanien hat diese Inseln

praktisch verlassen. Was thun wir nun damit? Wir haben bis jetzt noch keine ähnlichen Verhältnisse in unserer Entwicklungsgeschichte angetroffen.—Es ist wahr, im Anfange unserer Republik gab es noch viel Land um uns herum, meistens von Indianern bevölkert, welches wir nach und nach an uns brachten und den Vereinigten Staaten einverleibten.—Über das waren große Strecken Landes, spärlich bevölkert, und zwar hauptsächlich von Wilden.—Wir wußten, daß sich nach und nach genug Weiße einfinden würden, um diese Strecken zu besetzen. Wenn die Indianer sich zu viel muckten, wurden sie einfach niedergeschossen, und die friedlichen Indianer wurden mit Whiskey und zivilisirten Krankheiten so lange behandelt, bis sie auch verflumten.—Hieß es doch „der einzige gute Indianer ist der todte Indianer.“ Was noch übrig blieb, wurde unter der Vormundschaft des großen „weißen Vaters“ in Washington auf Reservationen zusammengetrieben, bis sie auch dort im Wege waren.—Dann wurden die Reservationen den weißen Ansiedlern geöffnet, wie neulich Oklahoma, und den Indianern gab man wieder ein Bißchen Geld, daß sie sich noch mehr Feuerwasser kaufen konnten—und sich so langsam in das kühle Grab hineintrinken konnten.—

Nach dem letzten Bürgerkriege, in welchem die Südstaaten einen großen Antheil ihrer weißen Bevölkerung verloren hatten wurden diese Staaten von sogenannten „Carpet baggers“ in die Hand genommen, bis die Gemüthler sich etwas beruhigt hatten—das ist jetzt schon über dreißig Jahre her—diese Staaten hatten eine starke Bevölkerung von Schwarzen die durch den Krieg freigemacht und als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt wurden.—Wie elend steht es aber immer noch mit diesen Staaten, die vor dem Kriege als die reichsten Staaten der Union bekannt waren? Die weiße Bevölkerung will gar nicht zunehmen, desto mehr wächst aber die Zahl der Neger.—Weiße Arbeiter wollen nicht dahin ziehen, obgleich das Klima ganz erträglich

ist, weil sie nicht mit schwarzen Arbeitern zusammen arbeiten wollen. Im ganzen Süden kann man kaum ein einziges weißes Dienstmädchen finden.—Die Negerfrage, welche für den Augenblick durch den Krieg in Kuba in den Hintergrund getreten, ist und bleibt eine der Brennpunkte unserer Zukunft. Eine spanische Zeitung machte in jüngster Zeit einen Vergleich zwischen der Grausamkeit der Spanier und der Grausamkeit der Amerikaner. Bekanntlich sind wir Amerikaner furchtbar darüber entrüstet daß man in Spanien die Stiere im öffentlichen Kampfe schlachtet, währenddem man hierzulande das Stierschlachten den Schlächtereien überläßt. Nun beweist diese spanische Zeitung daß im Verlaufe vorigen Jahres in Spanien ganze 50 Stiere in Stiergefächten umgebracht wurden, während zur selben Zeit in den Vereinigten Staaten 157 Neger gewaltsam gehncht, oder gar in einigen Fällen bei lebendigem Leibe verbrannt wurden.

Nun ist aber Kuba ebensowohl wie Porto Rico stark bevölkert. Selbst wenn wir dieselbe Politik befolgen würden, die wir mit den Indianern befolgt, und die jetzigen Einwohner langsam zu Tode zivilisiren, so können wir in diesem Falle nicht erwarten, daß unsere amerikaniſchen Ansiedler im dortigen mörderischen Klima sich eine Heimath gründen würden. Zudem ist die Mehrzahl der kubanischen Bevölkerung entweder Neger- oder Mischvolk. Haben wir doch ausgefunden zu unserm Ekel und Verdruß, daß 95 Prozent der Insurgenten Schwarze sind—und zwar Neger, die noch fauler, und schmutziger sind als unsere schwarzen Vereinigten Staaten Bürger. Die können wir doch unmöglich Alle lynchen. In Porto Rico soll es etwas besser bestellt sein, aber diese Insel ist jetzt schon ebenso stark bevölkert, als der Staat New York.—Wo finden wir da Platz für unsere Auswanderungslustigen? Und: für unsere Legion Tramps? Und für die Coxy-Armee?

Und, zum Schluß, wie können wir es wagen, unseren Vereinigten Staaten eine

solche Anzahl Katholiken, denn die gesammte Bevölkerung dieser Inseln ist doch katholisch, auf den Hals zu laden? Haben doch die Erzamerikaner schon längst ausgerechnet, daß es ohnehin zu viel Katholiken in den Vereinigten Staaten gäbe, und daß wir, wenn es so fortgeht, noch Alle miteinander an den Papst verkauft würden.—Und jetzt a-mektiren wir sie millionenweise.

Man hat schon zu verschiedenen Malen versucht, die Einwanderung nach Amerika zu beschränken, um den Arbeitermarkt hierzulande nicht zu überschwemmen.—Zatklisch hat man z. B. die Chinesen ausgeschlossen. Dann hat man immer behauptet., der Schutzzoll wäre die einzige Rettung des amerikanischen Arbeiters, der sonst durch Konkurrenz mit den Spottlöhnen des Auslandes an den Bettelstab gebracht würde.

Jetzt aber, da wir Kuba und Porto Rico, und am Ende gar selbst die Philippinen uns aneignen, nehmen wir auf einmal Hunderttausende solcher Arbeiter in unseren Staatenverband. Manila soll von Chinesen wimmeln.—Und Schutzzoll? Wir können doch keinen Schutzzoll gegen unser eigenes Land ausüben. Das sind so einige der großen Fragezeichen, die wir uns in unserem wüthigen Humanitätseifer heraufbeswo-ren. Da wird noch Mancher unserer sogenannten Staatsmänner Kopfsweh d'rüber kriegen und vielleicht den Tag verwünschen, wo wir so gutmüthig und enthusiastisch auf den Humanitätsleim gingen.

Aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen.—Und das wird ein A B C von neuen Erfahrungen geben, das wir erst in der Schule der Zukunft lernen müssen. Manchem von uns werden die Zähne nicht mehr weh thun, ehe das B an die Reihe kommt.

Wir haben den Sieg über Spanien davongetragen, das ist wenigstens eine That-sache, die unserm amerikanischen Bürgerstolze schmeichelt. Wir werden von nun an eine große Armee auf Lager halten und eine noch größere Flotte. Europa muß endlich Respekt vor uns haben. Die Engländer sind schon ganz entzückt über unsere Streit-

fähigkeit, und buhlen um unsere Freundschaft.—Es wird Ihnen allmählig heiß im fernem Osten, wo sie Schritt für Schritt von den andern Großmächten Europas übertrumpft werden.—So beeifern sie sich, uns Amerikanern auf alle mögliche Weise klar zu machen, daß die Interessen Englands auch unsere Interessen sind, und daß wir also mit ihnen ein Trutz- und Schutz-Bündniß eingehen sollen. Bis jetzt hat es immer geheißen, wir wären der einzige gefährliche Konkurrent Englands im Welthandel, und jetzt so plötzlich über Nacht, hat England ausgefunden, daß unsere Handelsinteressen in einanderlaufen, anstatt gegeneinander. Das ist etwas starker Tabak—und obwohl wir jetzt tapfer unserer Friedensspeiße rauchen, so ist uns der spanische Tabak vorläufig noch stark genug.

Und dabei lügen uns die englischen Blätter allerhand vor über die schlechten Absichten Deutschlands gegen uns, ebenso wie sie früher uns auf die Franzosen hegen wollten.—Es muß sie doch gefuchst haben, daß der Franzose schließlich gar noch der Friedensengel wurde zwischen uns und Spanien, und daß die Friedenstauben in Paris ihr Nest bauen wollen. Dem Mosjö Cam-bon müssen wir aber auch den Gefallen thun, und uns recht lüchtig an der nächsten Pariser Weltausstellung betheiligen—damit nützen wir unserm Welthandel mehr als mit dem anglo-amerikanischen Allianz-Schwindel. Auch in Bezug auf Deutschland haben sich die englischen Blätter blamirt.

Deutschland hat uns immer seine Gründe angegeben für etwaige Handlungen, die zu Fragen veranlaßten und soweit waren seine Gründe immer ehrlich und deutsch genug. Ja, wenn der Bismarck noch lebte, dann müßte man schon mehr auf der Hut sein.—Denn der verstand sich auf's diplomatische Lügen—dem traute man nicht, selbst wenn er die Wahrheit sprach. Aber der ist jetzt gestorben.—Er hatte sich um acht Jahre überlebt.

Der junge Kaiser, den er sich selbst großziehen wollte hat einige Tage nach Bis-

marc's Begräbniß seinen ersten Besuch der Stadt Mainz gemacht, hat dort auf eine Anrede geantwortet und von sich und seinem Großvater geredet—und mit keiner Silbe den eben gestorbenen Stifter des Kaiserreiches erwähnt. So geht's auf der Welt. Wer weiß ob nicht in irgend einer Ecke der Welt so ein armer Jesuitenpater, der von Bismarck als staatsgefährlich ausgewiesen wurde, ihm noch ein gutes Wort in's Grab nachrief, während sein eigener Kaiser ihn todtschweigt.

Unser Kloster am Niagara hat auch einen großen Verlust erlitten.—Der allgemein beliebte Erzbischof von Toronto ist gestorben. Er wollte an den geistlichen Übungen der Priester seiner Diözese, die dieses Jahr in unserm neuen Hospiz gehalten werden sollten, theilnehmen und hatte schon die Absicht, sie auf einige Wochen zu verschieben, bis er sich von seinem kleinen Unfall, den ich letzten Monat erwähnt, gänzlich erholt hätte. Ein Herzfehler, von dem er bisher keine Ahnung hatte, kam plötzlich dazu, und er hatte nur Zeit die Sterbsakramente zu empfangen, als der Ruf des Todesengels kam.— Möge seine Seele im Frieden ruhen.—

Das Hospiz an den Niagara Fällen ist jetzt vollständig eingerichtet, und Alle, Pilger und sonstige Gäste, die die Fälle noch dieses Jahr besuchen wollen, können jetzt dort bewirtheet werden. Nur soll man vorher sich brieflich ankündigen.—Man adressire an: *Hospice of Mount Carmel, Niagara Falls, Ont.*

Unsern lieben Lesern der Rundschau wird es eine angenehme Nachricht sein, wenn ich ihnen mittheile, daß der Redakteur dieser Monatschrift, Herr Keilmann, in jüngster Zeit eine tüchtige deutsche katholische Zeitung herausgibt. Es ist ein Sonntagsblatt und heißt „Niagara“. Man sagt „die Kage läßt das Mausen nicht!“ und so ist es auch mit Herrn Keilmann gegangen.—Jahrelang an der Tagespresse theilhaftig, war ihm der Rahmen unserer Monatschrift zu eng, um seiner rührigen Thätigkeit genug Luft zu

machen, und so ist er wieder an das Zeitungsschreiben gegangen. Dabei vernachlässigt er die Rundschau durchaus nicht, wie unsere Leser es an diesem Hefte wohl merken werden. Es gibt gewisse Leute, je mehr sie zu schaffen kriegen, desto besser thun sie es. So geht's unserem geehrten Redakteur auch. Ich habe die ersten zwei Ausgaben der „Niagara“ gelesen, und ich muß gestehen, alle meine Erwartungen wurden übertroffen. Es thut mir nur leid, daß ich den ganzen Prospektus hier nicht abdrucken kann für unsere Leser. Da klingt Alles so ächt christlich und katholisch und mir ist die Versuchung gekommen, den Pater Prior zu bitten, mich als Mitarbeiter an dem gediegenen Blatte vorzustellen. Hab ich doch in der letzten Zeit mehr Politik studirt, als es vielleicht für einen Klosterbruder gut ist. Aber der leidige Krieg hat mir viele frommen Gedanken, die eher in unsere liebe Rundschau passen, verjagt und ich wollte doch auch gern ein Wörtchen mitreden. Als Zeitungsschreiber, der sich auch in Lokalpolitik mischen muß und allerhand Unfug in Stadt und Land bekämpfen muß, würde ich armer Klosterbruder am Ende meinen Beruf aus dem Auge verlieren.— Nein, das geht doch nicht.

Nur thut es mir leid, daß bis jetzt die herrlich ausgestattete „Niagara“ nur ein Lokalblatt für die Stadt Buffalo ist. Da kann man es mir nicht verargen, wenn ich ein kräftiges „Water unser“ bete, daß es mit der Zeit ein Wochenblatt wird für das ganze deutsch-katholische Volk Amerikas. Dann werden alle unsere Leser mit diesem, in seiner Tüchtigkeit einzigen Blatte bekannt werden.—Alles zur größeren Ehre Gottes und zum Lobe Unserer Lieben Frau.



Weder die Freude, noch der Schmerz überwand Mariens Herz; weder die Sorge, noch der Kummer wurde ihm Herr; weder die Verlassenheit, noch die Prüfung machte es schwach; es siegte immer, es siegte über alles, aber es besiegte auch alles.

Maria Trost.



Wenn Nebel schwer sich auf mich senken,
Kein Sonnenstrahl, der sie durchdringt,
Dann muß ich Dein, Maria, denken,
Dein Nam allein, der Hoffnung bringt—
Kein Nebel so trüb, keine Wolke so schwer
Es scheuchst sie die Strahlenjungfrau hehr.

Wenn Riesenwogen hoch sich thürmen,
Nachtschwarz der Himmel rings umher,
Wenn tosend und in jähem Stürmen
Um's Schiffelein peitscht das wilde Meer —
Dann strahlet Dein Name so mild und so licht,
Ein Meeresstern, der die Stürme bricht.

Wenn in des Lebens öder Wüste
Der Gluthwind alles Grün verdorrt,
Und ich vor Durst verschmachten müßte :
Dann fällt mir ein ein süßes Wort :
„Maria“ — das wie ein Himmelsthau
Die Wüste verwandelt in grünende Au.

Wenn ich mich recht vereinsamt fühle,
Als Fremder fremd im Heimathland
So ganz allein nach fernem Ziele,
Und Keiner der mich recht verstand —
Dann strahlet Dein Mutterbild hernieder
Und Freude und Friede kehren wieder.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Am Schlusse des Jahres.

Mit dieser Nummer beschließt die „Rundschau vom Berge Karmel“ ihren ersten Jahrgang.

Das Werk, das zu Ehren Unserer lieben Frau vom Berge Karmel benannt wurde, hat sich auch des sichtbaren Schutzes seiner hohen Patronin zu erfreuen.

Die ganze deutsche Presse des Landes widmete dem frommen Unternehmen die herzlichsten Glückwünsche und von der ausländischen und inländischen katholischen Presse wurde es mit Beweisen des Wohlwollens überschüttet. So schrieb neuerdings noch unter dem Datum des 11. August, das in Mt. Angel, Oregon, erscheinende, vorzüglich redigirte St. Josephs Blatt:

„Vor uns liegt die 11. Nummer dieser Monatschrift—ein dickes Heft von 64 Seiten und einem Titelbilde. Unter den periodischen Zeitschriften, welche dem schönen frommen Zwecke dienen, durch ihren Inhalt zur Hebung und Festigung des katholischen Glaubens beizutragen, verdient die „Rundschau vom Berge Karmel“ besonders hervorgehoben zu werden. Sie ist durchweht vom Geiste der Betrachtung und des Gebetes und bestrebt, diesen Geist auch ihren Lesern mitzuthemen. Die „Rundschau vom Berge Karmel“ ist in der That eine sehr zu empfehlende katholische Zeitschrift, der wir die weiteste Verbreitung wünschen. Schon allein der Name des Redakteurs der Schrift, Wilhelm Keilmann, bürgt für ihre Reichhaltigkeit und Gediegenheit. Herr Keilmann ist ein hervorragender schwungvoller Dichter.“

Für alle solche Zeichen collegialisch-herzlicher Gesinnung sind wir recht dankbar und wir werden uns bestreben, entsprechend der Tendenz dieser Monatschrift unseren Platz im Reigen der deutsch-amerikanischen Literatur zu behaupten.

Die freundlichste Aufnahme fand dieses Organ Unserer lieben Frau vom Berge Karmel auch im Herzen der katholischen deutschen Bevölkerung dieses Landes. Es zeigte sich, daß die Rundschau wahrhaftig einem geistigen Bedürfnisse des Volkes entspricht. Ist ja auch der Marien-Kultus das edelste Kleinod im Schatze der Kirche. Die Liebe zu Maria ist der schönste Ausdruck einer kindlich-zarten Andacht. Und namentlich ist es das tiefinnige Gemüth des Deutschen, das sich mit einer Wärme und Begeisterung sondergleichen im Lobe der Himmelskönigin ergiebt. Wiederhallen doch allerorts in Amerika die katholischen Kirchen von Ruhmesjängen zu Ehren der Unbefleckten. Und in ihnen gießt sich so recht das Herz des Volkes in Wonne aus. Wie oft kann man ja die Erfahrung machen, daß bei kirchlichen Festlichkeiten, Gemeinde-Picnics und Vereins-Unterhaltungen die deutsche Sprache förmlich in Vergessenheit gerathen ist und doch will die festliche Stimmung einmal zum Durchbruch kommen, dann tönt das deutsche Lied auf und ist es gar ein Marienlied wie jauchzt's und jubelt's da. Die Marienlieder sind die goldstrotzende Ader im deutschen katholischen Charakter und man braucht sie nur anzuteufen, um sie hell und klar im Tageslichte schimmern zu machen. Kein Wunder, daß die Rundschau von Unserer lieben Frau vom Berge Karmel am Herde deutscher katholischer Familien im weiten Gebiete der Union hoch willkommen ist. Sie hat ihre Leser wo der Niagara rauscht, wo die Wogen des Weltmeeres die pacifische Küste bespülen und hat ihren Weg schon bis nach Deutschland, die Schweiz und Italien gefunden.

Priester und Ordensleute, fromme Frauen und Männer haben miteinander gewettei-

fert, um die hübsche Monatschrift überall hin zu verbreiten.

Eine besondere Stütze hierbei waren auch unsere Agenten. Wie oft schlossen sie ihre Briefe mit dem Ausrufe: Alles zu Ehren der lieben Mutter Gottes. Wir können nicht Jedem persönlich danken und wir wissen, daß wir die Bescheidenheit Aller nur verlegen würden, wenn wir ihre Verdienste hier öffentlich preisen wollten. Aber ein Beispiel aus vielen, um den guten Eifer unserer Agenten in Ausübung ihres Werkes zu illustrieren. Es ist ein Mann im fernen Iowa, ein Greis schon hoch in den siebziger Jahren, der durch Sturm und Regen, bei Schnee und Eis sein ganzes County durchwanderte, um alle deutschen Katholiken desselben zu Lesern der Rundschau zu machen. Ehre dem Braven und allen seines Gleichen, die eines besseren Ruhmes würdig sind, als ihnen unsere schwache Feder geben könnte.

Daß die Gründung einer Monatschrift vom Charakter der „Rundschau vom Berge Karmel“ keine Geld-Spekulation ist, ist wohl Allen klar. Aber den „Brüdern von Unserer lieben Frau,“ den Hochw. Vätern des Karmeliter-Ordens in Amerika ist auch kein Opfer zu groß und zu schwer, wenn es der Verherrlichung ihrer Königin gilt.

Daß trotz der schlechten Zeiten, des Krieges während der vergangenen Monate, der Arbeitslosigkeit, die Rundschau schon einen großen Leserkreis finden konnte, muß schließlich dem liebevollen Schutze der allerjüngsten Jungfrau zugeschrieben werden. Sie wird auch künftighin helfen, die Herzen aller ihrer deutschen Verehrer in Amerika immer mehr und mehr der Rundschau zuzuwenden um es so dem Herausgeber zu ermöglichen in immer weiterm Kreise hin gegenreich zu wirken. So wird es ihm gelingen nach und nach alle zu Trägern des hl. Skapuliers zu machen und die Andacht zur lieben Mutter Gottes vom Berge Karmel in den Seelen Aller zu entsachen.

So steuert die Rundschau getroßt in das

zweite Jahr ihres Bestehens hinüber, hoffend, daß die alten Leser ihr treu verbleiben und jeder hilft das gute Werk zu einem erfolgreichen im besten Sinne des Wortes, zu machen.

Vom 43. Convent des D. K. K. Central-Vereins in Milwaukee. Ein Resümee der Verhandlungen behielten wir uns vor. Der deutsche Ehren-Gast war diesmal wieder der bekannte Centrumsführer Dr. Lieber. Diefem gefeierten Staatsmanne des deutschen Reiches sind wir besondere Achtung schuldig. Derselbe wurde in der Sitzung am 22. August durch den Präsidenten, Herrn Weber, vorgestellt und von der Versammlung mit riefigem Applaus begrüßt.

Dr. Lieber trug an der Brust eines der Abzeichen der Conventions-Delegaten und nahm Gelegenheit, seine Ausführungen mit dem Hinweis auf dieses Abzeichen zu eröffnen. „Ich glaube ein Recht zu haben, dieses Abzeichen zu tragen,“ äußerte er sich unter Anderem, „und ich bin stolz darauf, es tragen zu können. Es zeigt die roth-weiß-schwarzen Farben, die Farben meiner Nation, und das Sternenbanner, jenes in alten und neuen Siegen ruhmgekrönte Banners unter dessen gastfreundschafftlichem Schutz ich zur Zeit stehe. Ich stehe hier als Vertreter der Katholiken deutscher Nation, um Sie auf's Herzlichste, Freundschaftlichste, Katholischste und Landsmannschafftlichste zu begrüßen.

„Es sind jetzt zehn Jahre her, seitdem ich zum ersten Mal den Boden dieses schönen Landes betrat und Ihre Organisation kennen lernte. Ich bin der Entwicklung dieser Organisation mit Interesse gefolgt und mache kein Hehl daraus, daß ich von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag ein größerer Bewunderer derselben wurde. Ich bedaure, daß leider noch viel meiner Landsleute jenseits des Oceans die hiesigen Verhältnisse nicht genügend kennen, um dieser Organisation die ihr gebührende Würdigung widerfahren zu lassen.

„Stets habe ich mich bemüht, in Deutsch-

land das Vorurtheil zu bekämpfen, daß, wie es beim Volk Glauben zu sein scheint, Amerika weiter von Europa, als Europa von Amerika entfernt liegt. Jeder, der etwas davon versteht, weiß, daß es keine bessere Organisation zur Erhaltung unserer Kirche und des Deutschthums auf amerikanischem Boden giebt, als diese. Doch darüber werde ich nächsten Mittwoch Abend noch ausführlicher sprechen.“

„Ich will,“ fuhr der Redner fort, „mich mit der bekannten deutschen Bescheidenheit an Ihren Verhandlungen betheiligen, jener Bescheidenheit, die den Deutschen mehr ziert, als sie ihm nützt. Dr. Windthorst schon sagte: „Bescheidenheit ist das größte parlamentarische Lafter.“ Man könnte sogar noch weiter gehen und direkt sagen: Bescheidenheit ist eine deutsche Nationaltugend.“

„Die Ereignisse in Deutschland haben es bewiesen, daß, was immer das katholische Volk erreichte, es nur durch sich selbst erhalten kam. Ich glaube, die hiesigen Verhältnisse genug zu kennen, um behaupten zu können, daß auch hier die Katholiken und speziell die deutschen Katholiken nur durch ihre eigene Thätigkeit etwas erreichen können. Hätten sie drüben in einem monarchischen Reicheserfolg, um wieviel mehr sollten sie ihn hier unter republikanischer Verfassung haben, wo das Wort „Alles durch und für das katholische Volk“ sich als zwei- und dreimal richtiger erweisen sollte.“

„Wir bewundern was Sie an materiellem Opfern leisteten. Es ist schier unglaublich, daß die 50,000 Bürger, welche zu ihrem Verbands gehören, zu allen den anderen Steuerlasten noch 1/2 Millionen Mark im vergangenen Jahre für Unterstützungszwecke aufbringen konnten.“

Der Redner erinnerte die Delegaten dann daran, daß heute auch die Katholiken Deutschlands in Grefeld zur Convention versammelt seien. „Drüben weiß man,“ fuhr er fort, „daß die schönsten Reden und die mannhaftesten Beschlüsse nutzlos sind, wenn die Vertreter und Träger der Idee

nicht in engere Beziehungen, in intimeren Verkehr mit einander gebracht werden und dabei Anregung, Belehrung und Ermunterung finden. Lassen Sie sich nicht durch scheinbar pessimistische Aussichten abschrecken. Auch bei uns drüben waren die Pfade nicht stets glatte, doch trotz aller der trüben Aussichten haben wir uns zur maßgebendsten Partei hinaufgearbeitet. Wir haben das gethan, indem wir nach dem Wort des Begründers des Jesuiten-Ordens handelten: „Man muß auf Gott vertrauen, als ob man selbst gar nichts könnte; man muß aber arbeiten, als ob Alles von unserer Arbeit abhängt.“ Handeln wir danach und vertrauen wir auf das alte deutsche Wort: „Gott verläßt keinen guten Deutschen!“

„Niemand soll man auf irgend einem Friedhof lesen: „Hier ruht das Centrum, von seinen Feinden nie besiegt, aber von seinen Kindern verlassen.“

Herrn Lieber's Ausführungen wurden wiederholt von stürmischem Beifall unterbrochen. Präsident Weber überreichte ihm sodann ein prächtiges gelbseidenes, mit Zinuelen besetztes Ehrenabzeichen, und der also Geehrte äußerte sich in seiner Dankesrede unter Anderem, daß ihm, wenn er einst gestorben sei, wahrscheinlich keine Orden zum Grabe vorausgetragen werden würden, wohl aber alle die Ehrenzeichen, die ihm von freundlichen Glaubensgenossen in aller Welt gewidmet worden.

Der große Bann und das amerikanische Bürgerrecht.

Die Illinois Staatszeitung ließ sich über dieses wichtige Thema folgendermaßen vernehmen:

„Die Schadenerkatzklage, welche der mit dem großen Kirchenbann belegte römische Priester Anton Rozłowski gegen den Erzbischof Zeehan und den Cardinal Ledochowski als Voritzenden des Collegiums für die Verbreitung des Glaubens eingeleitet hat, verspricht eine sehr interessante zu

werden. Denn sie wird—sollte sie bis an's Ende verfolgt werden—eine oberbundesgerichtliche Entscheidung darüber bringen, wie weit die Rechte der Kirche über ihre Mitglieder gehen.

Der große Bann nämlich löst nicht nur jede Beziehung des von ihm Betroffenen zur Kirche, sondern schließt auch—neben Verweigerung des Sakramentes, des kirchlichen Begräbnißes und Ausschluß von der Theilnahme am Gottesdienst—das Verbot jeder Lebensgemeinschaft mit den Gliedern der Kirche ein, d. h., jedes Glied der Kirche ist, bei Strafe des kleinen Bannes, verpflichtet sich jeden Verkehrs mit dem unter dem großen Banne Stehenden zu enthalten.

Wenn diese Maßregel wirklich zur äußersten Folge durchgeführt würde, so ist es leicht ersichtlich, daß dadurch das Leben und die Freiheit des Betroffenen bedroht und er verhindert sein würde, sein Leben nach eigenem Wunsche zu gestalten. Denn in einer ausschließlich katholischen Umgebung würde er dem Hungertode ausgesetzt sein, da Niemand ihm einen Laib Brod verkaufen dürfte, es dürfte Niemand mit ihm auch nur sprechen,—er würde nicht nur kirchlich, sondern auch bürgerlich todt sein.

Ob unter solchen Umständen unsere Gerichte den bisher befolgten Grundsatz der Nichteinmischung in die kirchliche Disciplin aufrecht erhalten könnten, erscheint fraglich.

In europäischen Ländern gestattet die Gesetzgebung den Gebrauch dieses Zuchtmittels nur noch innerhalb gewisser Grenzen, so daß die bürgerliche Stellung des Betroffenen dadurch nicht gefährdet werden kann. Bei uns bestehen derartige Gesetze nicht, aber dafür haben wir eine Verfassung, welche einem Jeden Leben, Freiheit und die Verfolgung der Glückseligkeit gewährleistet, und es ist die Frage, ob ihr gegenüber der Große Kirchenbann bestehen kann. Da es das erste Mal ist, daß derselbe in diesem Lande verhängt ist, bedarf es der Entscheidung.

Natürlich wird Niemand der Kirche das

Recht bestreiten, sich von ihren Beamten und Gliedern Gehorsam zu erzwingen. Wer sich den Geboten der Kirche nicht fügen will, kann aus ihr austreten. Aber der große Bann bedroht nicht nur die kirchliche sondern auch die bürgerliche Existenz, und in dieser durch den Staat geschützt zu werden, ist das gute Recht eines Jeden.

Ueberhaupt, so drastische Mittel passen schlecht in die heutige Zeit.“—

Diese Auslassungen der Illinois Staatszeitung bedürfen einiger Erläuterungen, aus welchen unsere Leser erkennen mögen, daß ein Konflikt zwischen dem Oberbundesgerichte und den kirchlichen Autorität in Betreff des großen Bannes kaum zu befürchten ist.

Nur die kirchlichen Wirkungen des Bannes, nicht aber die bürgerlichen binden und verpflichten den Excommunicirten unter unsern jetzigen Zeitverhältnissen.

Die bürgerlichen wären für eine Zeit berechnet, die grundverschieden ist von der jetzigen. Damals herrschte nur ein Glaube, nur ein Christenthum in der Welt; Kirche und Staat gingen Hand in Hand und beide waren einmüthig in Ausführung ihrer Gesetze.

Ein n a m e n l i c h Excommunicirter ist für die Zeit seiner Excommunication von der Theilnahme an den Gebets- und Gnadensächsen der Kirche, vom Empfang der Sakramente, von der Spendung der Sakramente, von der Assistenz bei kirchlichen Funktionen, vom kirchlichen Begräbniß, vom Besitz aller kirchlichen Gerichtsbarkeit, von Pfründen und öffentlicher Stellung ausgeschlossen.

Zu Bezug auf die bürgerlichen Wirkungen aber gilt dieses: schon frühe hatte die Kirche eine Reihe von Entschuldigungs-Gründen anerkannt, wodurch den Gläubigen in einzelnen Fällen erlaubt war, mit

einem namentlich Excommunicirten in weltlichen Dingen und Angelegenheiten zu verkehren. Diese Gründe aber sind unter den heutigen Zeitverhältnissen so allgemein geworden, daß die Ausführung des Gesetzes hinsichtlich der bürgerlichen *Treu und Glauben* in den meisten Fällen moralisch unmöglich geworden ist. Nun aber hört ein Gesetz auf zu verpflichten, wenn es im allgemeinen nicht mehr beobachtet werden kann.

Drei Ausnahmen sind dabei zu constatiren.

Der bürgerliche Verkehr mit einem namentlich Excommunicirten ist nämlich auch heute noch zu vermeiden :

1. Wenn für den Verkehrenden die Gefahr des Abfalls vom Glauben besteht,

2. Wenn der Verkehr den Excommunicirten in seinem Widerstande gegen die Kirche bestärkt.

3. Wenn der Verkehr eine Mitwirkung und Mitschuld an dem Verbrechen wäre, dessen sich der Excommunicirte schuldig gemacht hat.



Die Liebe der allerseligsten Jungfrau.

Die Bande der menschlichen Liebe dauern nicht ewig, sie können gelöst werden und werden auf verschiedene Weise zerrissen, aber von dem Mutterherzen Mariens reißt uns nichts. Es gibt keinen Tag, keine Stunde, keinen Augenblick, es gibt kein Jahr, kein Jahrhundert, kein Jahrtausend, an dem sich nicht ein Zug ihrer Liebe fände und sie die Hand ihrer Barmherzigkeit nicht dem armen Sünder entgegenstreckte. Und würdest du mir sagen, o Christ, ruft der selige Heinrich Sofo begeistert aus, in diesem Augenblicke geschah kein Wunder, so würde ich dir nennen die hundert Wunder des nächsten Augenblicks; und würdest du sprechen, in dieser Stunde hat uns Maria nicht geliebt, so würde ich dir nennen die unzählbaren Liebesbeweise Mariens in der nächsten Stunde. Zähle die Wiesenblumen im Mai, zähle die Knospen und Blätter im Frühling, zähle die Mücken und Fliegen in der Sommerluft, zähle die Sandkörner am Ufer des Meeres, zähle die Flocken des Schnees und die Tropfen des Regens und du hast gezählt die Wunder, die Liebesbeweise und Wohlthaten der Barmherzigkeit Mariens!

Gleichwie die Strahlen der Sonne über-

allhin bringen, wie von ihrem Lichte und ihrer Wärme keine Gegend der Welt, kein Winkel der Erde ausgeschlossen ist, so umfaßt die Mutterliebe Mariens alle menschlichen Seelen, die den Erdkreis bewohnen.

In China knieet ein gelbes Kind vor dem Bilde Mariens, betet für eine kranke Mutter und wird erhört. In Guinea liegt ein kupferbrauner Inulaner todtkrank darnieder, er ruft Maria an und wird gesund. In Egypten bittet ein Mann, der früher vor der Lotusblume gekniet und die Wogen des Nils angebetet, die Muttergottes in einem schweren Anliegen und sein Flehen wird erhört. Im äußersten Norden Amerikas betet ein Missionär für einen armen Sünder zu Maria, und er bekehrt sich. In Brasilien führt ein Bischof die Bruderschaft zum heiligsten Herzen Maria ein und in kurzer Zeit ist seine verwilderte Diözese nicht mehr zu erkennen.—So kann man in Wahrheit die Worte des Psalmisten auch auf Maria anwenden: Stiege ich in den Himmel hinauf, so wärest Du da; stiege ich in die Hölle hinab, so wärest Du da; nähme ich die Flügel der Morgenröthe, um am äußersten Ende des Meeres zu wohnen, so würde auch dort Deine Hand mich führen und Deine Rechte mich halten!

Unser Briefkasten.

Unter dieser Rubrik werden wir jeden Monat viele an uns gestellte Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, beantworten.—Brieflich beantwortet werden fortan nur solche Fragen, die persönlich sind.

Rev. Anastasius J. Kredt, O. C. C.

**Von Sr. M. S., San Antonio, Flo-
rida.—Frage 1.** Vor ungefähr zwei
Jahren hat ein höherer Würdenträger der
Kirche uns gesagt, daß man im Anfertigen
der Skapuliere darauf sehen soll, daß das
braune Tuch an allen Seiten des Bildes
hervortrete, so daß es gewissermaßen einen
Rahmen um das Bild mache. Ist dieses
Verfahren nothwendig zur Gültigkeit?

Antwort. Alles was vorgeschrieben
ist, ist daß man braunes Tuch benütze, und
es ist erlaubt, auf der einen Seite ein Bild
aus irgend einem Stoffe darauf zu sticken
oder zu nähen.—Es ist nicht nothwendig,
daß man das darunter befindliche Tuch am
Rande des Bildes sehen könne.

Frage 2. Darf man ein Herz Jesu-
skapulier, oder eine Medaille oder ein Ag-
nus Dei an das braune Skapulier nähen?

Antwort. Ja, man darf irgend ein
anderes Skapulier oder sonstiges religiöses
Abzeichen mit dem braunen Skapulier ver-
binden.

Frage 3. Soll man die Bänder, an
welchen das Skapulier getragen wird, an
den Ecken des Skapuliers festmachen, oder
kann man sie auch in der Mitte anbringen?

Antwort. Es ist gleichgültig, wie die
Bänder am Skapulier befestigt werden,
wenn sie nur so eingerichtet sind, daß man
sie über beiden Schultern tragen kann.

Frage 4. Darf das Mutter Gottesbild
aus Seide gefertigt sein, und darf man
Initialen oder Monogramme unseres lieben
Heilandes und der Mutter Gottes auf
Seide gestickt, auf der einen Seite des Ska-
puliers anbringen?

Antwort. Ja, auf beide Fragen, wie
oben in der Antwort auf die erste Frage.

Frage 5. Darf man die 5 Skapuliere,

wie sie gewöhnlich genannt werden, zusam-
mennähen, und nur rothe und braune
Schulterbänder benützen?

Antwort. Man kann alle Skapuliere
oben an einander nähen, und an einem
Schulterbande tragen. Da nur für das
rothe Skapulier eine besondere Farbe des
Bandes vorgeschrieben ist, und zwar die
rothe, so ist es genügend alle fünf Skapulire
an ein rothes Schulterband zu befestigen.

**Von A. S., Elmira, N. Y.—
Frage.** Wenn es nicht zu unbescheiden
ist, möchte ich gerne eine Frage stellen, deren
Beantwortung mehreren Ihrer Leser sehr
interessant sein dürfte.

Woher kommt es, daß die Sozialisten in
Deutschland so stark gewonnen haben in den
letzten Reichstagswahlen?

Antwort. Die Sozialisten Deutsch-
lands haben allerdings bedeutende Fort-
schritte gemacht in der letzten Zeit. Die
Sache ist aber bei Weitem nicht so umsturz-
drohend, wie es den ersten Anschein hat.
Die Sozialisten haben im Ganzen acht Sitze
im Reichstage gewonnen. Früher hatten
sie 48, jetzt haben sie 56 Sitze. Ihre Partei
ist jetzt stark genug, um das Recht zu haben,
einen der Vizepräsidenten des Reichstages
zu ernennen. Diese Vortheile haben sie
aber nur dadurch errungen, daß sie ihr
Programm bedeutend veränderten. Es ist
nicht mehr die anarchiistische Umsturzpartei,
wie sie es früher war—deshalb klagt auch
die deutsche „Arbeiter Zeitung“ daß man
die Sozialrevolution der Sozial Reform
geopfert hätte.—Die „Neue Zeit“ läßt das
Prinzip des internationalen Freihandels
jahren, und befürwortet entschieden einen
Zollkrieg gegen Amerika im Interesse der

deutschen Arbeiters. Eines der Hauptprinzipien des deutschen Sozialismus war immer allen weiteren Erhöhungen des Kriegsbudgets zu opponieren. Nun erklärt die weitverbreitete Sozialistenzeitung „Vorwärts“ daß jeder Sozialist ohne seinen Prinzipien ungetreu zu werden, für Armees- und Flotten-Zulagen stimmen darf. Mit diesen Gesinnungsveränderungen unterscheidet sich die gegenwärtige Sozialistenpartei Deutschlands sehr wenig von den gewöhnlichen Radikalen.

Zum ersten Male stellte die Sozialistenpartei Kandidaten auf in jedem Wahlbezirk Deutschlands. Daß sie dabei doch nur acht Sitze gewann, hingegen einige sehr wichtige Bezirke verlor, wie z. B. zwei starke Fabrikbezirke in der Stadt Berlin, ist kein Zeichen der Stärke.

Auch hat mancher Kleinbürger mit den Sozialisten gestimmt der durchaus nicht gerne die Sozialisten am Ruder sehen würde. Mit den Konservativen oder Agrariern hält er es nicht weil die schon so zu viel Ländereien besitzen, und er dem Adel ohnehin nicht hold ist. Die Progressisten oder Radikalen sind ihm „zu viel Jude“ und die Antisemiten sind ihm zu wild. Die Centrumspartei ist zu katholisch—also bleibt Nichts übrig als die Sozialisten. Sein Stimmrecht will er nicht verlieren und so gibt er seine Stimme dem „Rothem“ der doch wenigstens ein „Bischen Leben in die Bude“ bringen wird.

Das Herz Mariens hat sich besiegt. Kein Vernünftiger kann zweifeln, daß Maria die beste Christin war, daß sie die Idee des Christenthums am tiefsten erfaßte und am vollendesten zum Ausdruck brachte. Ihre so erhabene, so reine, so betrachtende Seele kam demselben sogar zuvor. Sie hatte das Evangelium errathen, noch ehe es verkündigt war. Der jungfräuliche Stand schien ihr der vollkommenste, der heiligste und ehrenvollste, den ein Weib erwählen könnte und sie legte daher das Gelübde ab.

Man kann mit Recht sagen, daß der all-

Die Centrumspartei hingegen hat wirkliche Fortschritte gemacht. Denn, wer für das Centrum stimmt, stimmt nur aus Prinzip. Nun hat aber das Centrum sechs Sitze gewonnen. Früher hatte das Centrum 98 Sitze, jetzt hat es 104. Im Ganzen steigt das Verhältniß der verschiedenen Parteien in neuen Reichstage ungefähr wie folgt:

Nationalliberale, 49 Sitze (wie früher).

Progressisten: bestehend aus Radikalen, 13 Sitze (früher 14) und Radikale Volkspartei, 30 Sitze (früher 27).

Süddeutsche Demokraten, 8 Sitze (früher 12). Konservativen, 80 Sitze (früher 89). Besteht meistens aus Mitgliedern des protestantischen Adels.

Antisemiten, 12 Sitze (früher 16). Agrarier, 5 Sitze (früher 1).

Baierischer Bauernbund 4 Sitze (wie früher).

Unabhängige, oder Freie, 4 Sitze (früher 3).

Polen, 14 Sitze (früher 20).

Dänen, 1 Sitz (wie früher).

Elfässer, 8 Sitze (früher 9).

Suessen, 9 Sitze (früher 8).

Sozialisten, 56 Sitze (früher 48). Centrumspartei, 104 Sitze (früher 98). Mit dem Centrum stimmen gewöhnlich die Polen, Dänen, Elfässer und Suessen. Wie aus obiger Zusammenstellung erhellt, beherrscht das Centrum die Lage vollständig, was nur zum Wohle Deutschlands dienen kann.

mächtige Gott schon beim Anbeginne der Welt die Verherrlichung Mariens aussprach, deren Wahl und Bestimmung von Ewigkeit her im Gedanken der allerheiligsten Dreifaltigkeit lag und daß all die Vorbilder von der Himmelskönigin im alten Bunde und all die Aussprüche der Propheten, die sich auf Maria beziehen, eine fortwährende Verherrlichung der heiligen Jungfrau von Seite des allmächtigen Gottes seien bis zu jenem Augenblicke, wo er sie unbesiegt empfangen in's Leben rief, sie ohne Sünde auf Erden wandeln ließ und sie endlich mit Leib und Seele wieder in den Himmel aufnahm.

Eine wiedererwachte Erinnerung.

Der große Bischof von Orleans, Mgr. Dupanloup, erzählt aus seiner seelsorgerlichen Thätigkeit folgende Geschichte: Ich gehörte noch der Geißlichkeit von St. Rochus an; es war im Jahre 1836. Als ich eines Tages die Ehe eines Brautpaares einzusegnen hatte, hielt ich eine kurze Ansprache und erinnere mich heute noch sehr wohl, wie mir während derselben eine kleine Zerstreung überkam. Derjenige welcher sie verursachte war ein außergewöhnlich großer Herr, der wohl seine sechs Fuß haben mochte. Er blieb allein aufrecht stehen, während rings herum Alles in Andacht niederkniete. Nur ein paar Schritte stand er von mir entfernt und fixirte mich sehr scharf.—Diese Nähe, diese hohe Figur, dieser scharfe Blick nahmen begreiflicher Weise einen Augenblick meine Aufmerksamkeit in Anspruch, allein ich sammelte mich bald wieder. Nachdem der kirchliche Akt vollzogen war, zog ich mich zurück, die Neuvermählten verließen die Kirche und nun glaubte ich, sei Alles beendet. Allein das war nicht der Fall. Am anderen Morgen um fünf Uhr klopfte man an meine Thür; es war der junge Ghemann selbst, welcher mich eiligst zu einem gefährlichen Kranken rief; dieser Kranke war sein Oheim, derselbe große Herr, welcher mir Tages vorher die Zerstreung in meiner Ansprache veranlaßt hatte. Er hatte sich eine schwere Erkältung zugezogen und sein Zustand war sehr bedenklich. Der sofort herbeigerufene Arzt hatte ihn bereits aufgeben. Ich machte mich sofort auf den Weg und stellte inzwischen an den Neffen mehrere Fragen, um mich über die Persönlichkeit einigermaßen zu unterrichten.

„War Ihr Onkel ein guter Christ?“ „Er war ein ganz guter Mensch, aber wir fürchteten sehr, daß er seine religiösen Pflichten etwas vernachlässigt hat.“ Ist er über die Gefährlichkeit seines Zustandes unterrichtet?“ „Gewiß, er macht sich darüber keine Illusionen.“ „Hat er selbst nach mir ver-

langt?“ „Ja, sobald er diesen Anfall bekam, fragten wir ihn, ob er einen Priester zu sprechen wünschte. Das hat er denn nicht verweigert. Auf unsere Frage, wen wir denn rufen sollten, gab er zur Antwort: „Den selben, den ich gestern reden gehört, er wird meine Sache schon besorgen.“

Ich kam also zur Rue-des-Petits-Champs in ein Hotel; da er aus der Provinz gekommen war, um der Ehegeschließung seines Neffen beizuwohnen, hatte er sich im Hotel eingemietet. Ich trete ein; man läßt mich mit ihm allein. Ich sehe da den Kranken, einen ehrwürdigen Greis, sterbend auf seinem Lager ausgestreckt.—Ich näherte mich ihm, und alsbald reicht er mir mit einer gewissen Herzlichkeit die Hand. „Ich muß sterben,“ „und möchte gern das Alles besorgen, was man in diesem Falle zu thun hat. Ich bin jetzt vierundsiebenzig Jahre alt; in zweiundsechzig Jahren habe ich nicht mehr gebeichtet. Ich bin ein alter Soldat; schon mit vierzehn Jahren kam ich zum Militär; ich habe alle Kriege unter der Revolution und dem Kaiserreich mitgemacht. An Gott habe ich freilich nicht mehr gedacht, allein ich weiß nicht wie, ich fühle doch das Bedürfniß, nicht aus der Welt zu scheiden, ohne mich mit Gott ausgesöhnt zu haben.“

Berührt von seiner freimüthigen Offenherzigkeit und dem Tone der Aufrichtigkeit, der aus seinen Worten sprach, versetzte ich: „Gut, ich will Ihnen helfen und auch Gott wird Ihnen helfen; man hat leichte Arbeit, wenn man's mit aufrichtigen Menschen zu thun hat.“ „Ich will Ihnen eine Buße aufgeben.“ „Eine Buße?“ versetzte er, indem er mich groß ansah, „eine Buße?—Was ist denn eine Buße? Davon habe ich ja keine Idee.“ Ich erklärte ihm, was man unter Buße zu verstehen habe und sprach zu ihm: „Sehen Sie, Sie leiden; opfern Sie alle Ihre Leiden dem lieben Gott auf, dann bin ich in der Lage, Ihnen eine ganz leichte Buße aufgeben zu können. Beten sie einfach nur ein Vater unser und ein Ge-

grüßet seist du Maria. Erstaunt blickte er mich wieder an: es lag trotz seines Alters und seiner Schwäche eine seltene Energie in diesem Blicke.—Dann sagte er: „Ein Vater unser und ein Begrüßet seist du, Maria?—Was ist das denn? Davon habe ich nie reden hören.“ „D gewiß,“ gab ich zur Antwort, „das kennen Sie Alles sicherlich, es sind die schönsten Gebete unserer hl. Religion. Ich will Ihnen einmal helfen, ich bete sie Ihnen vor und dann beten Sie mit mir, so wird sich die Sache schon machen.“

Alsdann kniete ich nieder, hielt seine Hand in meinen Händen und sang an zu beten. Er ließ mich die ersten Bitten des Vater unser beten; als ich dann an die Worte kam: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, da erhebt er sich plötzlich vom Lager, schüttelt mir die Hand, und wie von einem langen Schlafe erwachend ruft er aus: „D, jetzt erinnere ich mich; gewiß, als ich noch ein kleines Kind war, da hat meine Mutter mich dies gelehrt. Bitte, fangen Sie doch noch einmal an.“ Ich beginne also wieder, und siehe da, aus der Tiefe seiner Seele, aus dem Grunde seines Herzens und eines langen Lebens mitten hindurch durch die Schlachten und Kriege alle, die dieses Leben ausgefüllt, erwacht in diesem Greise das Andenken an die Mutter und die Gebete, welche ihn die Mutter als kleines Kind gelehrt, und er gab sich daran, nun selbst die einzelnen Worte wieder aufzufinden. Ich sah Alles sich wieder beleben in seiner Seele, gleich als wenn es aus tiefer Verborgenheit wieder an's Licht gefördert würde. Bei jedem Worte unterbrach er mich und sagte: D gewiß, ich erinnere mich, Vater unser, der du bist in dem Himmel, ja, so ist es, so ist es, Geheiligt werde dein Name, ja, so heißen die Worte, so heißen sie, zu uns komme dein Reich, ja ich weiß es jetzt ganz genau, das Alles habe ich früher gebetet. D wie schön ist doch dieses Gebet.“ Und als wir an die Worte kamen: Vergieb uns unsre Schuld, sagte er: „Ja dessen besinne ich mich ganz besonders deutlich, das ruft mir alles Andere wieder in's Gedäch-

niß zurück. Meine Mutter ließ mich das immer beten, so oft ich einen Fehler gemacht hatte.“ Und nun ersuchte er mich, noch einmal mit ihm zu beten, und er wurde nicht müde, die Worte zu wiederholen. Als er geendigt hatte, sagte er: „Aber es gibt ja noch ein anderes Gebet, ja, ich erinnere mich, meine Mutter hat mir oft gesagt, daß ich zur hl. Jungfrau beten solle. Gebet Sie Acht, ich werde die Worte wiederfinden Sagen Sie's mir einmal, ich werde es dann gewiß wieder kennen.“ Und schon gleich bei den ersten Worten: Begrüßet seist du, Maria, sagte er: „D ja, so ist es, Begrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, und alle Worte kamen ihm wieder in den Sinn und Alles kannte er wieder, und endlich bei den Worten: Heilige Maria, Mutter Gottes, floß aus seinen Augen ein Strom von Thränen.

Da sieht man, was für diesen Greis die Gebete waren, welche eine fromme Mutter ihn in der Kindheit gelehrt. Sie waren kostbare Keime, die in seine Seele niedergelegt und lange Zeit mit Schutt überdeckt waren; allein endlich im letzten Augenblicke sproßten sie unter dem Strahle der göttlichen Gnade wieder auf und wurden der Trost seiner letzten Stunde. Ich sah, wie der Greis müde geworden, und bat ihn, etwas auszuruhen, und versprach ihm, frühzeitig zurückzukommen.

Ein kleines Kreuzifix hatte ich ihm zurückgelassen, weil in dem Hotel ein solches vielleicht nicht zu finden war. Ich sah wie er es mit Andacht entgegennahm, es in seinen zitternden Händen hielt und an seinem Mund und sein Herz drückte. Am anderen Morgen kam ich bei Zeiten wieder. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden; sein Nefse sagte mir, daß er in der Nacht viel gelitten. Ich begehete mich zu ihm und fragte, wie es gehe. „D, es geht ganz vortrefflich,“ gibt er zur Antwort. „Man hat mir aber gesagt, daß Sie diese Nacht viel gelitten haben.“ „Das hat man Ihnen gesagt?“ gab er zur Antwort. „Allein die wissen nicht, daß Sie mir einen Trost zurückgelassen hatten.“ Bei diesen Worten zeigte er mir das kleine Kreuzifix, welches er nicht aus der Hand gelegt. „Sehen Sie,“ sprach er, „das hat mich getröstet. Ich habe die ganze Nacht hindurch das Vater unser und Begrüßet seist du, Maria, gebetet, und so ist es gekommen, daß ich von meinem Leiden nichts gefühlt habe.

Vom Büchertisch.

„Dichterstimmen der Gegenwart. Poetisches Organ für das katholische Deutschland,“ herausgegeben von Leo Tepe van Heemstede, Baden-Baden, (12. Jahrgang, 10. Heft) bringen mit Bildniß des Redakteurs der „Rundschau“ eine Kritik über „Ballataoa“ aus der Feder der gezeierten Dichterin Frau Elise Müller (Walingen, Württemberg). Wir entnehmen daraus die folgenden Stellen :

Ballataoa sichert Wilhelm Keilmann einen Platz unter den ersten unserer episch-lyrischen Sänger.

Wie tief ergreifend ist des Incas Jammer über sein verblendetes Volk, das :

Bettel in der Schollen Schoß
Den Gott, der seinem Wahn entsproß,
Bevölkert aller Tiefen Grund
Mit Götzen wirr und kunterbunt.

.....
D armes Volk, o Menschenwahn,
Mit Opfern ungezählet
Hast du die Welt gequälet !—

Dann ruft er zu dem höchsten unbekanntem Gotte in einem herrlichen Morgengebete :

Ihm, dem des Sturmes wilde Sänge
tönen,
Das Meer erbauct, der Flug den Wolken
leicht !
Nur Fackel seines Tempels ist die Sonne,
Sein königliches Zelt die Sternen-Nacht !

Voll lebendiger Bilder, eine packende Beschreibung in klangreichem, hinreißendem Rhythmus ist die Inca-Jagd. Du trittst mit dem Dichter ein in den schwülen Mittagsfrieden der klanenumschlungenen Urwald-bäume, siehst die Thiere schlummern im schwanke, hohen Gras und erschrickst mit dem scheuen Wild bei dem donnernden Getöse der fernen Inca-Jäger, „ihrer Kessel-

pauken Lärmen,“ ihrer Trommeln wild Gedröhn“, hörst sie nah und näher, siehst sie kommen, die wilden Zerstörer alles Lebens, rennst mit den Thieren hastig fliehend durch Gestrüppe und Fluß, über Prairie und Felsen, zitterst für die vom Lasso umschlungenen Lamas, für die hastende Vicunna-Schaar, die über Felsgrat und Klippe rast und endlich am unüberwindlichen Spalte den Tod in die Tiefe dem Bluttode durch den Jäger vorzieht :

Da dräuet der Grat, es gähnet die Kluft!
Ein leises Wimmern, ein Sprung in die Luft,
Es tastet und suchet der Fuß den Halt,
Vergeblich! zur Tiefe nieder
Das arme Vicunna fällt und prallt,
Gebrochen, zerstückt die Glieder!—

Im Ueberfall dann der junge Held der Dichtung : Manco. Mancos Heimkehr : Ein liebliches Lied von Heimweh und Heimath :

So heilig auf der Erde
Raum eine andere Statt,
Als die durch ihre Liebe
Geweiht die Mutter hat.

— — — — —
Wie rüstig und behende
Sie backet, kocht und braut,
Indeß der Freude Zähre
Hell von der Wimper thaut !

In Mancos Liedern singt der Dichter eine prächtige feine und doch so kraftvolle Lyrik, das Schmiedelied ist wohl das werthvollste der Sammlung :

Hol aus, schlag zu mit freudiger Kraft,
Was die Faust bezwinget, der Wille schafft,
Was das Schöne gestaltet, das Leben verkündet,
Ist der Arbeit zum Heile, zum Segen gewährt.

Reizend sind auch die Uebersetzungen der Indianerweisen :

Glühe, glühe Kaiser, glühe
 Glüh in eigener Pracht,
 Abends spät und morgens frühe,
 Eh der Tag erwacht.
 Schelmchen in dem Feuerkleide,
 Kleiner König, zieh'
 Durch die thaubeneigte Heide
 Nach der Melodie,
 Die im Abendglanz verweheth
 Zitternd, zart und sacht,
 Traumhaft wie dein Lämpchen geheth
 Durch die linde Nacht.

In treffenden wort- und klangreichen Naturbeschreibungen ist Keilmann Meister. Wie wunderbar ist das Liedchen :

Wie ist die Welt so groß, so groß
 Und wieder, ach, so klein ;
 Des Berg's gewaltiger Koloß
 Ist nur ein Meilenstein.

Der Erde ungemess'nes Reich,
 Den Himmel goldig klar,
 Umschließt mit einem Blick zugleich
 Mein Auge wunderbar.

Ja mit der Spanne meiner Hand
 Meß' ich das weit All,
 Des fernem Stromes blinkend Band,
 Der Anden Felsenwall.

Des Meeres silberblanken Schild
 Verbirgt ein Kallastrauß ;
 Ein einzig Palmenblatt verhüllt.
 Der Sonne flammend Aug' !

Wie ist die Welt so groß, so groß
 Und wieder, ach, so klein ;
 Ein Tröpflein Thau im Blumenchoß,
 So dünk' ich mir zu sein.

Und rein und zart wie ein Thautropfen, süß schmeichelnd, wie einer Jungfrau Brust entfloßen, nicht einem im Lebenskampfe gestählten Manne, sind die Lieder Balla Soas, die sie im paradiesischen Lande des Yucay-Thales der flimmernden Sternennacht klagt. Lieder, denen die Noten sozusagen schon überschrieben sind und die wohl nicht lange der Volksweise harren werden :

Ihr schönen Sternenaugen
 Was schauet ihr so sacht,
 Vom hohen Himmel nieder
 In unsre Erdenmacht.

Was wollt ihr denn erfragen
 Ihr goldnen Sternelein ?
 Weiß selbst nicht welches Wunder
 Geschaß dem Herzen mein.

Und: Da mich zuerst sein Aug' gesehen,
 Wie mir geschah, wie mir geschah ?
 Mir war als blieb mein Herze stehen,
 Die Sinne fühlte ich vergehen
 Vor Freude da, vor Freude da.

Die Lager-scenen, der Feld- und Siegeszug geben dem Dichter Gelegenheit, mit reichster Phantasie in farbenschimmernden Gemälden das Leben und Treiben der Incas uns vorzuführen. Die landschaftlichen Schilderungen zeigen den scharfen Beobachter, den genauen großartigen Copisten der bunten Schönheiten einer uns bis jetzt fremden, fernem, niegesehenen Herrlichkeit.

Der feierliche würdige Schluß des Epos ist die Kreuzanbetung. Erhebend in seinem felsenfesten Glauben steht die fein gezeichnete Person des Inca, das Bild des Gekreuzigten in den Händen und seinem Volke zeigend, das stehend ruft :

Zeige den Gott uns, Inca, den großen Gott, den mächtigen Herrscher der Welt, Ihn, dessen Auge die schrankenlosen Räume mit vomnigem Lichte hellt, Ihn, dessen Finger mit Sternengewinden Rings den nachtenden Himmel befränzt, Ihn dessen Blitze das Meer entzündet, Daß es wie flüssiges Kupfer glänzt.

Der Sieg des Kreuzes ist durch herrliche Wunder künstlerisch beglaubigt und der Schluß zu freudig andächtiger Ueberzeugung stimmend :

Sieg, Triumph dem höchsten Gotte,
 Der in seiner flachen Hand
 Trägt die Erde, die des Himmels
 Blau Gezelle überspaunt !

Rühret er den mächt'gen Finger,
 Zittern Berge, Land und Meer ;
 Licht und Wonne blickt sein Auge,
 Segen weht sein Odem her.

Was von Herzen kommt, muß zum Herzen dringen, und Keilmann ist ein treuer, gläubiger Katholik, dem sein Glaube eine Kraft und eine Ehre ist.

In dieser Dichtung ist seine selbstgewählte Lebensdevise herrlich in Erfüllung gegangen :

Des Kreuzes Wehr
Ist meine Ehr!

Des Kreuzes Wehr wurde in Wahrheit durch „Palla Toa“ seine Ehre.

Billige Volksausgabe von Alban Stolz Werken. Die Herder'sche Buchhandlung, immer auf dem *qui vive*, hat dem deutschen Volke diesseits wie jenseits des Oceans wieder einmal ein nicht zu unterschätzendes Werk geboten. Eine billige Ausgabe der Schriften des mit Recht gefeierten katholischen Schriftstellers Alban Stolz.

Borerst gelangten die nachstehenden sieben Bände zur Ausgabe: Kompaß für Leben und Sterben, Die hl. Elisabeth, Das Vaterunser und den unendlichen Gruß, Spanisches für die gebildete Welt, Wachholdergeist gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend, Besuch bei Sam, Cham und Naphet oder Reise in das Heilige Land, Die Nachtigall Gottes.

Bei günstiger Aufnahme des Unternehmens werden in weiteren acht Bänder folgen: Witterungen der Seele, Wilder Honig, Dürre Kräuter, Erziehungskunst, Homiletik, Kleinigkeiten I. und 2. Sammlung—Regiſter. Einer besonderen Empfehlung



Wenn die Sonne sich von der Erde, der sie gleichsam zu entsteigen scheint, erhebt, wenn sie sich immer höher am Himmel erhebt, so zieht sie Alles an sich. Die Vögel fliegen ihr zu, die Blumen öffnen sich ihr, die Thiere sonnen sich in ihr und die Menschen blicken voll Freude und Bewunderung zu ihr empor. Gleich der irdischen Sonne zieht auch die himmlische, die göttliche Sonne der Gerechtigkeit, Jesus Christus, Alles an sich nach seinem eigenen prophetischen Worte, das er selbst ausgesprochen : Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich Alles an mich ziehen !

lung bedürfen die Alban Stolz'schen Werke dem katholischen Volke gegenüber kaum mehr, und zum Ruhme des Autors, dessen Name unausschlichlich im Herzen des deutschen katholischen Volkes eingegraben ist, können wir auch nichts mehr zufügen.

Dem neuen Unternehmen der Herder'schen Firma aber gebührt von Seiten der katholischen Presse allgemeine und höchste Anerkennung.

Im Verlage von Fr. Pustet & Co., in New York und Cincinnati erschien ein hübsches Gebets- und Lehrbuch für christliche Mütter „Mutterliebe“ beiteilt.

Dasjelbe präsentiert sich in guter technischer Ausstattung, ist hübsch gebunden und kostet 80 Cents.

Vom Verlage der Firma Benziger in New York ging uns eine literarische Novität zu, „Die christliche Mutter.“ Der Titel spricht für den Charakter des Werkes, dem es zur besondern Empfehlung gereicht, daß es von dem Bischof Augustin Egger von St. Gallen in der Schweiz verfaßt ist. Es ist ein stattliches Bändchen von 700 Seiten und mit trefflichen Holzschritten ausgestattet.

Wir können dasselbe auf das Wärmste empfehlen.

Der Tod ist ein König der Schrecken; sein Stachel ist die Sünde, seine Bitterkeit das Gesetz, das uns verklagt. Darum ist keine Freude beim Scheiden, kein Trost im Tode. Ohne Frieden, ohne Hoffnung muß der Mensch ins Grab blicken, so lange er für sich steht und den Anker seines Glaubens und seiner Hoffnung nicht in den felsenfesten Grund des Erbarmens Gottes einsenken darf. Nur wer Christum als seinen Heiland mit den Augen des Glaubens schaut, wer in seinem Geiste lebt, der kann, wenn es im Leben Abend wird, im Frieden scheiden, in dem Frieden, den Christus darreicht als das Erbe seines Sieges.

Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden N. E. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. Gl. Rick, O. C. C.

(Schluß.)

Achtzehntes Kapitel.

Gott wollte, daß die Verdienste seines Dieners Angelus Paoli auch nach seinem Tode anerkannt würden, und schon in der Nacht seines Todes ereigneten sich mehrere wunderbare Thatfachen. So erschien er zuerst seinem Freunde Massimo Maestri, der ihm während so vieler Jahre bei der Austerheilung der Almosen geholfen und in allen seinen Liebeswerken einen thätigen Antheil genommen hatte. Dieser wußte noch nichts von dem Vercheiden des P. Angelus und lag fest schlafend in seinem letzten Bett, als letzterer ihm mit vor Glück strahlendem Antlitz erschien, ihm die Hand drückte und sagte: „Mein Freund, „ich gehe fort.“ Maestri fragte ihn: „Wohin gehen Sie?“—„Ich gehe zum Paradiese,“ antwortete er, „um Gott für dich zu bitten.“ Bei diesen Worten erwachte auch seine Frau, indem sie weinend sagte: „Aber wohin, wohin?“ Sie erzählte dann ihren Gatten, sie habe eben den P. Angelus gesehen, der ihr gesagt habe, er gehe fort. Maestri erzählte ihr dann seinerseits seine Erscheinung, deren Bedeutung sie am nächsten Morgen erfahren, als in aller Frühe das Scheideglöcklein von San Martino geläutet wurde. Kurz bevor er erkrankte, war Angelus bei Maria Danieli gewesen, um mehrere kranke Kinder zu segnen und, als diese ihn bat, sie wieder zu besuchen, versprach er ihr er würde kommen lebend oder todt. Und wirklich hielt er sein Versprechen; in der Nacht seines Hinscheidens erschien er angezogen mit dem Kleide seines Ordens und glänzend wie die Sonne, vor ihrem Lager und verkündete ihr „er ginge jetzt zu einem bessern Leben.“

Kaum war Angelus verschieden, so bemächtigten sich seine Mitbrüder der verschiedenen Artikel, welche er gebraucht hatte, um sie als kostbare Reliquien aufzubewahren. Schon vor Tagesanbruch trugen sie ihn in die Kirche und, da man einen großen Zusammenlauf des Volkes fürchtete, so stellte man seinen Leichnam in eine Seilkapelle aus, welche durch ein eisernes Gitter von der Hauptkirche getrennt war, um jeder Verwirrung vorzubeugen. Er hatte vorhergesagt, „am Samstag werde er Messe in der Kapelle hören und überhaupt sei Samstag sein großer Tag.“ Wirklich kam die Marquise Piccaluga, welche die Kunde von seinem Tode schon vernommen hatte in aller Frühe zur Kirche der Karmeliten, um den Seligen zu sehen; und auf ihren Wunsch wurde in der Kapelle die erste hl. Messe gelesen, die sonst am Hauptaltare gefeiert wurde.

Unterdessen begann das Volk haufenweise herbei zu strömen und bald erwies sich das eiserne Gitter als unzulänglich, die Massen abzuhalten und, um Unglücke zu verhüten, sandte Clemens XI. ausdrücklich seine Schweizergarde mit ihren Offizieren. Dennoch gelang es vielen in die Nähe seines Leichnams zu kommen und mit größter Andacht seine Hände und Füße zu küssen; man schnitt Stücke seiner Kleider, sowie seine Haare ab und mit Verwunderung sah man, daß der Leib frischher und schöner als während des Lebens aussah.

Nachmittags, nachdem das Todtenofficium gebetet worden war, wurde um dem Verlangen des Volkes zu genügen, eine Procession durch die Hauptstraßen Roms veranstaltet, an welcher alle Mitglieder der fünf damals in der ewigen Stadt existierenden Karmeliterkloster, sowie der General

des Ordens theilnahmen. Zu beiden Seiten der Bahre gingen die päpstlichen Schweizer und das Gefolge bildeten eine unabsehbare Menschenmenge, Fürsten und Fürstinnen, Vornehme und Geringe, Pazziere und Bürgerleute. Alle Häuser, an denen der Zug vorüberkam, waren mit Tapeten und Fahnen geschmückt, als wäre es mehr ein Triumph—als ein Trauerzug. Von allen Seiten hörte man trauernde und wehklagende Stimmen: „Der Heilige ist gestorben; Der Vater der Armen ist todt; Vater Angelus, bitte bei Gott für uns; Seht da, seht da den Heiligen!“ und andere ähnliche Ausdrücke wurden laut, die diesen Zug der Liebe und Verehrung noch feierlicher erscheinen ließen. In die Kirche zurückgeführt, wurde die Leiche in der Mitte des Hauptschiffes aufgestellt, wobei die päpstlichen Gardisten sich immer in der Wache ablösten; auch jetzt war jeder bemüht, die Hände und Füße, oder wenigstens die Kleider des Seligen küssen zu dürfen; andere reichten Rosenkränze, Tücher oder sonstige Sachen, um diese anrühren zu lassen und sie als kostbare Andenken aufzuwahren.

Obgleich die Sonne schon ihrem Untergange nahe war, nahm die Menge der Andächtigen, welche kamen, um den Seligen zu sehen, eher zu als ab. Man bat den Prior, die Leiche auch noch während des Sonntags auszustellen zu lassen. Dieser wollte aber nichts davon wissen und, trotz der Bitten vieler vornehmen und einflussreichen Personen, bestand er darauf sie am Samstagabend zu begraben, bis der heilige Vater ihm durch den Cardinalvikar Paracciani zenedrichtigen ließ, er wolle daß der Leichnam des Vater Angelus den ganzen Sonntag ausgestellt werde, um der Andacht des Volkes zu genügen. Bei dieser Gelegenheit trug sich folgende wunderbare Thatsache zu. Die Kerzen, die am Samstagabend um den Sarg gebrannt hatten, waren niedergebrannt, so daß man am Sonntagmorgen neun frische Kerzen aufsteckte. Obgleich diese jetzt den ganzen Tag

ohne Unterbrechung brannten, nahmen sie nicht im geringsten, weder in Länge noch im Gewicht, ab, zur größten Verwunderung Aller die es sahen. Der Cardinalvikar ließ die Sache genau untersuchen und befahl, die Kerzen in einer versiegelten Kiste aufzuwahren.

Trotzdem des Sonntags der Regen in Strömen fiel, nahm der Zulauf des Volkes nicht ab; viele Kranke wurden in die Kirche gebracht, andere ließen sich wenigstens Blumen, die man auf den Leib gestreut hatte oder Stückchen seines Habites bringen. Letzterer war so sehr zerstückelt und verschnitten worden, daß es nothwendig war, den Leichnam neu zu bekleiden. Als der Abend herangekommen war, wurde der Ehrwürdige mit aller Ehrfurcht in die Gruft gesenkt, in Gegenwart der Fürsten Astieri und Ruspoli, sowie vieler anderer adeliger Personen, als auch des ganzen Konventes von San Martino.

Da das Leben des Dieners Gottes mit christlichen Tugenden geschmückt und von vielen außergewöhnlichen Gaben begleitet war, so wurde er abgesehen von den andern Ordensbrüdern begraben. Vorläufig wurde er in einem Holzarge beigelegt, mit einer Bleiplatte, auf welcher der Name, die Herkunft und der Orden des Seligen eingegraben waren. Das Grab war am Fuß des Altars des hl. Martyrers Angelus, welcher der erste Altar zur Linken ist, wenn man die Kirche vom Haupteingange aus betritt; über dem Grabe legte man eine Marmorplatte mit der Inschrift:

Pater Angelus Paoli, Pater Pauperum
—Pater Angelus Paoli, Vater der Armen;
mit welchem Titel, wie man sagt, ihn Clemens XI. ehrte. Zwei Jahre später wurde das Grab in Gegenwart des Cardinal-Vikars geöffnet und der Leib in einen neuen Sarg von Cypressenholz, der von einem Bleisarge umgeben war, gelegt; oben auf dem Grabe wurde eine Marmorplatte gelegt mit der Inschrift:

HIC REQUIESCIT
CORPUS.
R. P. ANGELI DE PAOLI,
CARMELITA AB ARGIGLIANO,
SARCANEN, DIOECESIS,
PAUPERUM PATRIS.
OBIIT AN. SALUTIS MDCCXX.
DIE XX. JANUARIJ,
AETATIS SUAE AN. LXXVIII.*)

*) Hier ruht der Leib des Hochw. Pater Angelus Paoli, Karmelit von Argigliano aus der Diözese von Sarzana, eines Vaters der Armen. Er starb im Jahre des Heils 1720, am 20. Januar, im 78. Jahre seines Alters.

Dreißigstes Kapitel.

Im Jahre 1756 gab Pater Thomas Cacciari, aus dem Karmeliterorden, zum ersten Male das Leben des ehrwürdigen Paters Angelus Paoli heraus. Man wollte nämlich den Selig- und Heiligpreisungsprozeß einzuleiten und deshalb sammelte man sorgfältig alle Thaten des Dieners Gottes, sowie die Wunderwerke, welche er im Leben und nach seinem Tode gewirkt hatte. Von den Letzteren wollen wir hier noch einige anführen :

Pater Franziscus Antonius Angelini, ein Karmelit, war durch einen Schlagfluß des Gebrauches seiner Zunge beraubt worden. Der Selige sprach ihm zu, aufzusehen und in San Martino zu predigen; der Pater that es und, zur Verwunderung Aller, predigte er ganz klar und deutlich und ohne jemals nachher die geringste Beschwerde zu verspüren.

Als man einst den Schlüssel zur Orgelbühne nicht finden konnte, hörte man die Orgel dennoch spielen; aber man fand auch nicht die Spur eines Menschen nachdem man den Schlüssel gefunden hatte.

Katharina Buratti hatte eine unheilbare Geschwulst am Auge; sie begab sich zum Pater Angelus, der das Auge mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnele und sogleich war sie vollständig und für immer 'geheilt.

Ein Mann hatte ein Bein so voller Geschwüre, daß die Aerzte es abnehmen woll-

ten, um sein Leben zu retten; als Angelus dies hörte, begab er sich zu ihm, machte das Kreuzzeichen über das Bein und augenblicklich war dasselbe geheilt.

Das Kloster San Martino gerieth in Brand, als der Ehrwürdige es wunderbarer Weise löschte, indem er das Kreuzzeichen darüber machte.

Ein Vater zweifelte an der Legitimität eines Kindes und drohte die Mutter zu tödten. Man rief den Diener Gottes und dieser frug . . . s Kind wer sein Vater sei; und zum Erstaunen Aller, sagte der Neugeborene sein Vater sei der angegebene Mann.

Außerdem behaupten viele Zeugen, daß Angelus die Gabe hatte, sich zu gleicher Zeit an mehreren Orten zu befinden; daß die Orgel von selbst spielte, noch ehe er die Treppe erreichte, die zu derselben hinaufführte; und daß die Vögel auf seinen Ruf herbeikamen, um mit ihm das Lob Gottes zu singen.

Von den Wundern, die nach seinem Tode, bis zu dem oben gedachten Jahre geschehen sind wollen wir nur einige berichten :

Da der Leib des Ehrwürdigen noch in San Martino ausgestellt war, kam Margarita Pinatoli dorthin, die Genesung ihres Sohnes, der zu Hause schwer krank lag, zu ersehen. Als sie nach Hause zurückkehrte fand sie den Sohn wieder hergestellt

Er erschien dem Johann Anton Moscardini, der dem Tode nahe war, legte ihm eine seiner Reliquien auf und sogleich stand der Sterbende gesund auf. Peter Bagui hatte ein Bein, welches von einem schlimmen Geschwür ganz zerfressen war; dergleichen war sein Kopf mit Geschwüren bedeckt. Er ließ sich eine Reliquie des seligen Paters Angelus auflegen, betete eifrig um dessen Fürbitte und wurde wunderbar von seinem Uebel bezeit. Domenica Marchini heilte vollständig ein Geschwür am Knie, indem sie ein Bildchen des Ehrwürdigen auf die Wunde legte.

Johann Spadaro war lahmer von Geburt; als er vier Jahre alt war, wurde er zum Grabe des ehrwürdigen Angelus getragen

und alsbald konnte er gehen. Ein schweres Fieber, verbunden mit einer Lungenentzündung hatte den Jakob Patriarca an den Rand des Grabes gebracht; er betete und man legte ihm eine Reliquie des Seligen auf und sogleich erhob er sich gesund von seinem Lager.

Ob schon sehr auf die Heiligprechung des Dieners Gottes gedrängt wurde, so dauerte es doch noch bis zum Jahre 1781, che Papst Pius VI. sich darüber aussprach, daß Angelus die göttlichen und die Cardinaltugenden im heroischen Grade besessen habe und somit die formelle Einleitung des Prozesses gestattete.

Es giebt manche, die da meinen oder trachten glauben zu machen, daß die heilige katholische Kirche sich nur beeilt einen Jeden heilig zu sprechen, dessen Prozeß eingeleitet wird, indem sie sich bloß nach den Zeugnissen der Menschen richtet, oder um einzig der Andacht dieses oder jenes Volkes genugzutun. Jedoch diese werden mit großer Umsicht und Sorgfalt Jahre—ja oft Jahrhunderte lang verhandelt. Eine eigne Congregation von Cardinälen welchen der hl. Vater selbst vorsteht, nimmt die Beweise der Postulanten, oder Bittsteller entgegen; alle Thaten des Heiligzusprechenden werden gewissenhaft geprüft und der *P r o m o t o r F i d e i*, gewöhnlich Teufelsadvokat genannt, hat die Pflicht, alles aufzufuchen, was gegen den Candidaten sprechen könnte.

Allgemein bekannt ist die Anekdote mit dem Engländer. Er traf eines Tages auf

der Straße in Rom einen bekannten Advokaten mit einer Papierrolle unter dem Arme. Er fragte ihn, warum er so beschäftigt sei und als der Advokat ihm sagte, es handle sich um eine Heiligprechung, antwortete der Anglikaner: „Wah! Ihr in Rom spricht jeden heilig, der euch eben paßt . . .“ „Wollen Sie,“ fiel ihm der Andere in die Rede, „einmal das System prüfen, mit welchem wir in diesen Prozessen vorgehen?“ Auf seine bejahende Antwort gab ihm der Advokat die Akten.

Nach einigen Tagen brachte der Engländer dieselben zurück und sagte im Tone tiefster Ueberzeugung: „Wenn dieser nicht im Himmel ist, so ist auch Gott nicht dort.“ Und doch muß ich Ihnen sagen,“ antwortete der Andere, „daß der Betreffende nie auf die Altäre erhoben wird, weil die Beweise noch nicht genügend befunden sind.“

Wir können daher überzeugt sein, daß jedesmal, wenn die Kirche sich über die Heiligkeit eines ihrer Kinder ausspricht, sie es nur thut geleitet durch Klugheit und Gerechtigkeit, mit denen sie immer in Fragen von so großer Wichtigkeit vorgeht und daß sie auch hierin den Beistand des hl. Geistes erfährt.

Gerade jetzt wird in Rom eifrig an der Seligprechung des ehrwürdigen Angelus Paoli gearbeitet und wir fordern alle Leser auf, für die Beschleunigung dieses Prozesses zu beten, damit dem Freunde der Armen und diesem Vater aller Nothleidenden doch bald die Ehre der Altäre zuerkannt werde.



Ö liebes Kind, wo gehst du hin?
Wisse, daß ich deine Mutter bin!
Wer liebt dich, so treu wie ich?
Sieh still und grüße mich!

Wie ist doch das Leben für manche besäet mit Betrübnißen! Verdruß, Kreuz und Leiden sind ihr tägliches Brod. Aber wie glücklich sind wir, die Religion zu haben, die uns versichert, daß nach diesem Leben

voll Mühe ein besseres Leben folgt! Leiden müssen über uns kommen. Gott will es. Er weiß, daß der Weg der Hinopferung, der Entsagung, der Leiden die königliche Straße zum Himmel ist. Es ist der Weg, den Christus selbst gegangen, um zum Vater zurückzukehren. Es ist der Weg, den er für seine Mutter gewählt, für seine Apostel und Heiligen. Es ist die Bahn, die er diejenigen einherföhren läßt, die er lieb hat.

Vom Musikalientisch.

Von P. Ludwig Bonvin, S. J.

Bei L. Schwan, Düsseldorf, sind kürzlich erschienen:

1. C. Cohen. Op. 11 a. Frohnleichnamshymnen. Ausgabe A für vierstimmigen gemischten Chor mit Begleitung eines vier- oder achttimmigen Posaunenchores (oder Orgel)

Op. 11 b. Ausgabe B. Dieselben für 4stimmigen Männerchor. Niedliche, saubergedruckte Partiturbescheiden, die bei der Frohnleichnamspromession und bei Segensandachten gute Dienste leisten können. Sie enthalten: Pange lingua. (Tantum ergo) Sacris solemniis. Verbum supernum. (O salutaris) Salutis humanae sator. Aeternae rex.

Ohne besondere Eigenart zu verrathen fließen die Chorstücke in angenehmer volksthümlicher Melodie und ungesuchter Harmonie homophon dahin. Die Posaunenbegleitung kann ohne jede Aenderung auf der Orgel ausgeführt werden. Ich möchte nur bemerken, daß der Komponist den Tonumfang der Posaune überschätzt: er führt die Altposaune bis zum zweigestrichenen Gis hinauf, einem Tone, der dem Instrument, meines Wissens, unerreichbar ist. Ist auch schreibt er zweigestrichene e, f, g vor; diese Töne sind zwar erreichbar aber schwer und bleiben in der Praxis möglichst unbenutzt.

2. P. Bonaventura Waltrup, O. F. M. Litaniae SS. Nominis Jesu, für vier gemischte Stimmen mit Zwischenfäßen für dreistimmigen Männerchor.

Eine einfache, andächtig-würdige Komposition mit beigelegtem Tantum ergo.

3. C. Fischer. Op. 9. 13 Intonationes Cantici "Magnificat" et 2 Intonationes Cantici "Benedictus", für fünfstimmigen gemischten Chor. Partitur-

Ausgabe. (4 Mark; von 10 Exemplaren ab 2 3 Mark.) Die Verse werden abwechselnd Choraliter und fünfstimmig im Falsobordone Styl gesungen. Die mehrstimmig gesetzten Psalmverse sind jedesmal eigens behandelt. Die Falsobordone müssen sehr voll und feierlich wirken. Die Stimmführung ist vortrefflich, das Ganze schwungvoll.

4. Anton Schwarz. Op. 12. Missa in honorem S. Petri, für vierstimmigen Männerchor mit obligater Orgelbegleitung (Partitur, 2 Mark 50 Pfennig die Einzelstimmen je 20 Pf.)

Die Messe ist wohlklingend; sie bringt in harmonischer Beziehung ungleich mehr Abwechslung, als die meisten mir bekannten Messen kirchlichen Charakters. Das Streben nach reicherer Farbengebung, das Abgehen von der Diatonik, die, ängstlich festgehalten, erfahrungsmäßig meist zur Eintönigkeit und Farblosigkeit führt, ist zu loben, wenn auch nicht verhehlt werden soll, daß in vorliegender Messe an einigen an und für sich schönen chromatischen Stellen (z. B. S. 6) der Ausdruck nicht ganz textentsprechend gerathen ist. Dieser, übrigens nicht grell hervortretende, Mangel wird aber reichlich aufgewogen durch den wärmeren Ausdruck, der die Komposition allenthalben auszeichnet. Einstimmige, zwei- und mehrstimmige Sätze, von einer wirkungsvollen, selbstständigen Orgelbegleitung getragen, lösen sich vielfach ab und sorgen zugleich für Abwechslung und Vermeidung der Ermüdung seitens der Stimmen. Die Melodie des Kyrie tritt oft auf, wird mehr harmonisch verändert als imitatorisch verwerthet; sie beherrscht das ganze Agnus Dei zuerst von einem gut wirkenden Kontrapunkt in Achtern der Orgelbegleitung umkränzt, dann

ruhig in homophoner Satzweise das ganze Werk abschließend.

5. Vor kurzem hat die Firma Fr. Puslet zwei recht praktische Choralbücher herausgegeben, auf die ich hier aufmerksam machen möchte:

a) *Römische Gradualbuch.* Die wechselnden und ständigen Messgesänge des offiziellen Graduale Romanum mit deutscher Uebersetzung der Rubriken und Texte. Ausgabe mit Choralnoten im Violinschlüssel auf 5 Linien, in der Tonlage der Orgelbegleitung zum Graduale Romanum. (3 Mark; gebunden 4 M. 20 Pf.)

b) *Eucharidion Gradualis.* Eine zweite Ausgabe desselben Buches, mit gleicher Einrichtung und gleichem Inhalt aber ohne deutsche Uebersetzung, also nur mit lateinischem Texte. (2 M. 40 Pf., geb.

3 M. 50 Pf.) Diese Bücher enthalten das Ordinarium Missae, also die verschiedenen Choral-Motetten, Gloria u. s. w.; ferner die Wechselgesänge des Graduale Romanum (Introitus, Graduale Offertorium, Communio) insofern sie in Pfarrkirchen im Laufe des Kirchenjahres benützt werden, mit praktischen Einrichtungen bezüglich des Recitationstons an Stellen, wo ein Gesangssatz z. B. die Wiederholung des Introitus oder ein Theil des Graduale nach Wunsch recitirt werden kann. Die Gesänge sind in der Höhe, in welcher sie vom Chöre gesungen und von der Orgel begleitet werden, notirt. Das eminent Praktische an diesen Angaben ist aber die Anwendung des Violinschlüssels und der fünf Linien. Also wer Musik lesen kann, kann in Zukunft ohne weiteres auch Choral lesen!



Gedanken an Niagara Fall.

Staunend blick ich in des Wassers donnerndes Getöse,
Tief anbetend meines Schöpfers Macht
und Ruhm;
Der die Wasser Niagaras über Felsen wälzet,
Schuf auch mich, ich bin sein Eigenthum.
„Lieb' und vertraue!“ lönt's aus diesen Fluthen
An das gläubig fromme Christenherz,
„Er der uns gebildet, ist dein Vater,

Ist dein treuer Freund in Glück u. Schmerz.
„Bitt're Sünder!“ ruft dies Gebrause;
„Fürchte des Vergelters unbefiegte Macht,
Seine Rechte könnte dich zermalmen,
Ehe du's geahnt, eh' du's gedacht!“
Näher führe Niagaras milde Schönheit
Mich zu meinem Gott und Schöpfer hin;
Wo der kleine Geist des Zweiflers die
Natur nur schauet,
Hebt sich himmelwärts des Christen Herz
und Sinn.

Von einer ehrw. Schwester O. S. F.



Von heiliger Liebe entflammt öffnete sich der selbige Heinrich Suso eine Ader und schrieb mit seinem Blute den göttlichen Namen auf seine Brust. Auch unsere Namen sind eingeschrieben, geliebte Christen, in's Mutterherz Mariens und zwar mit ihren Thränen, welche der heilige Augustin so schön das Blut der Seele nennt; und zwar mit ihrem Herzblute, das, wenn es auch nicht natürlicher Weise vergossen wurde,

doch geistiger Weise für uns floß, da Maria nach der übereinstimmenden Ansicht aller heiligen Väter dasselbe im Herzen litt, was Christus am Leibe.

Der heilige Ignatius faßt das Wesen des Christenthums in die Worte zusammen: *Bej e g e D i c h s e l b i t!* Es besteht in der Selbstbeherrschung, in der Abtödtung, in dem Siege über dich selbst.—

Großvater und Enkel.

(Fortsetzung.)

2. Eine That der Verzweiflung.



Als Lady Worthington dem alten Herrn von Blainco-Hall gedroht hatte, vollführte sie auch. Am Nachmittage des Christfestes, an welchem Sir Richard zum erstenmale in der Allerheiligen-Kirche von Wigan dem protestantischen Gottesdienste beizuhohnle, ließ sie satteln und ritt mit ihrem Knaben, von wenigen Dienern begleitet, von damen, zunächst gen Warrington. Wenige Wochen später zog sie dann nach Sankey-Hause, einem kaum ein halbes Stündchen westlich von der eben genannten Stadt gelegenen Landgute.

Heutzutage ist die Gegend, Dank dem Qualme und der Dunst-Atmosphäre der nahen Widnes und seiner chemischen Fabriken, eine der traurigsten Lancashire's, in den Tagen der Königin Elisabeth aber grünte noch üppiger Baumwuchs an den Ufern der Mersey. Sankey-Hause selbst, seit vielen Jahren im Besitze der Familie Worthington, war berühmt wegen seines schönen Gartens und wegen der herrlichen Bäume des Lustgehölzes, das von drei Seiten das herrschaftliche Haus umschloß. Gegen die niedrigen Ufer der Mersey und nach Westen zu dehnten sich in sanften Wellenlinien grüne Matten und wohlbestellte Felder aus, zwischen welchen manches kleine Pachtgut mit seinem schmucken, halb unter Bäumen versteckten Farnhause lag. Alles atmete ländlichen Frieden und bezugte den Wohlstand der Worthington.

Auf diesen stillen Landsitz hatte sich Lady Worthington zurückgezogen. Etwa eine Woche nach ihrem Einzuge in die neue Wohnung kam dann bei Nacht und Nebel ein überaus lieber Gast,—ihr Schwager, der Priester, und reichte seinem Neffen am feste Mariä Lichtmeß die erste heilige Com-

munion. Hier fand er in sicheren Verstecken Schutz vor seinen Verfolgern und hatte die Gelegenheit, auf seinen Ausflügen in der Umgebung manche Seele im Glauben zu bestärken oder mit Gott zu versöhnen. Allein das katholische Leben in Sankey-Hause sollte nur zu bald gestört werden.

Am Abende des 11. Februar 1584 saßen Mutter und Sohn in traulichem Geplauder am Erkerfenster des Familienzimmers. Das Tagewerk war gethan. Der Knabe hatte unter der Leitung seines geistlichen Onkels fleißig gelernt und die Mutter am Spinnrocken und am Herde mit den Mägden gearbeitet; denn die Edeltrauen jener Zeit hielten es nicht unter ihrer Würde, dem Gesinde in Fleiß und Arbeitsamkeit vorzuleuchten. Auch eine franke Pächtersfrau hatte sie besucht und derselben in der Haushaltung geholfen, und so saß sie nun in jener behaglichen Stimmung, womit das Bewußtsein erfüllter Pflicht lohnt, gemüthlich plaudernd am Erkerfenster.

John, der Blondkopf mit den treuen, blauen Augen, schmiegte sich an sie und erzählte ihr, wie gut er seine Aufgaben gemacht und wie sehr Onkel mit ihm zufrieden sei; denn er habe heute einen ganzen Feldzug aus dem Nepos übersezt. Und dann erzählte er ihr die Geschichte des griechischen Helden Pausanias und schloß seine Erzählung also: „Siehst du, Mutter, das war sehr abscheulich, daß dieser Mann ein Verräther war. Und das ärgert mich immer am allermeisten, daß die böse Königin in London—“

„Aber, John, wer redet so?“ unterbrach ihn die Mutter.

„Ach, ich weiß wohl, daß ich das vor den Leuten nicht sagen darf; aber zu dir darf ich es doch sagen. Läßt sie denn unsere Priester nicht martern? und unsern lieben Onkel ließe sie gewiß auch hängen und vier-

theilen, wenn sie ihn nur in ihre Gewalt bekäme!“ vertheidigte sich der Knabe und vollendete dann den begonnenen Satz: „Und das ärgert mich am allermeisten, daß sie uns Katholiken Verräther nennt. Aber nicht wahr, Mutter, wir sind keine Verräther?“

„Gewiß nicht, mein Kind,“ bestätigte lächelnd die Dame. „Wir lieben unsere rechtmäßige Königin und unsere Heimath von Herzen.“

„Das habe ich heute des Pächters Josuah auch gesagt“ und als er mir vorrückte, daß wir die Gesetze der Königin nicht befolgten, erklärte ich ihm, wir hätten Gott mehr zu gehorchen als den Menschen; so hätten es die Maccabäischen Brüder, von denen wir in der Bibel lesen, und die heiligen Martyrer auch gehalten. Darauf wußte er nichts zu erwidern; aber er hielt mir vor, daß mein Großvater jetzt auch zur neuen Religion halte, und das hat mich sehr traurig gemacht.“

„Es ist gewiß traurig, daß er den protestantischen Gottesdienst besucht; dennoch ist er in seinem Herzen katholisch und thut den Armen um Blainsco-Hall viel Gutes. Du mußt täglich beten, daß Gott ihm die Gnade der Bekehrung gewährt,“ sagte Lady Worthington und schwieg dann schmerzlich bewegt eine Weile, in die von der untergehenden Winter Sonne beleuchtete Landschaft hinausschauend.

Zur letzten Stunde noch hatte sich das trübe Gewölk im Westen auf einige Augenblicke gelichtet und zeigte den feurigrothen Sonnenball, der wie eine riesige, glühende Kugel auf den fernem Hügeln von Woolton ruhte. Ströme von Gold und Purpur goß das scheidende Gestirn in die wunderbar zerfetzten Wolkenpartien und über die fahle, ihres Sommer Schmuckes beraubte Erde. Die Wellen der nahen Meeres, auf denen von Wind und Ebbe begünstigt einige Segel stromabwärts steuerten, funkelten wie flüssiges Metall, und die Kirchenfenster der alten Abtei, von der heute nur mehr Ruinen die Hügelkette von Runcorn

krönen, flammten im letzten Scheidestrahle.

Auch der Knabe hatte hinaufgeschaut und rief: „O wie schön hat Gott das alles gemacht!“

„Schön, aber vergänglich!“ sagte die Mutter. „Siehst du, jetzt ist die Sonne hinunter, und schon liegt die Erde farblos, und die Wasser des Flusses sind dunkel, und drüben in der alten Abtei erlöschet der Glanz in den Fenstern, und die goldenen Wolkenränder erbleichen, und bald ist alles kalt und grau. Gerade so rasch wie das Abendroth verbleicht das Glück und der Glanz dieser Erde. Darum, mein Kind, hüte dich wohl, für den vergänglichen Schein dieser Erde die wahren Güter des Himmels hinzugeben.“

Der Knabe schaute mit seinen klaren Augen in diejenigen der Mutter und sagte: „Ich weiß, was du sagen willst. Und ich will auch recht sehr für den Großvater beten, der um das viele Geld nicht zahlen zu müssen, zu den Kettern in die Kirche geht.“

„Das wollen wir thun. Geh, mein Kind, und bitte den lieben Onkel, herunterzukommen, daß wir unsere Abend-Andacht halten.“ Bald kehrte der Knabe zurück und meldete, Onkel Thomas sei durch das Hinterpförtchen zu einem Kranken nach Warrington gegangen. Sie beleeten nun vorläufig in der Abenddämmerung den Rosenkranz für die armen Seelen. Dann zündete die Mutter eine Wachskerze an, und der kleine John mußte ihr aus einem alten Legendenbuche vorlesen. So mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als sie durch die Ankunft eines Reiters gestört wurden.

„Wer kann es sein?“ rief John und eilte an das Fenster. Ein einzelner Reiter hielt, dicht in seinen Mantel gehüllt, an dem Eiterthore, das den Hofraum absperrte. Ein Diener öffnete, und als der Fremde über den bereits dunkeln Hof ritt, fiel aus einem Fenster der Halle ein Lichtstrahl auf sein Gesicht und beleuchtete die Züge des greisen Herrn von Blainsco-Hall.

„Es ist der Großvater,“ sagte John, „und ich meinte, es sei ein Spion!“

„Er ist es,“ bestätigte die Dame erstaunt.
„Komm, John, wir wollen ihn begrüßen.“

„Nein, Mama, beten will ich für ihn; aber begrüßen mag ich ihn nicht, solange er in die protestantische Predigt geht. Die alte Martha hat auch gesagt, er würde den lieben Dheim, der doch sein Sohn ist, den Häschern verrathen, wenn er es nur könnte.“

„Und ich befehle dir, du sollst ihm recht freundlich die Hand reichen—jetzt komm!“ Lady Worthington, welche es sehr schmerzte, daß ihre Entfernung von Blainsco-Hall den alten Mann nur verbittert hatte, nahm sich vor, denselben mit aller Freundlichkeit zu empfangen. Den Knaben an der Hand, eilte sie ihm entgegen und grüßte ihn: „Willkommen in Sanky-House!“

„Willkommen?“ fragte der Greis ungläubig. „Ist der keizerliche Schwiegervater, mit dem man nicht mehr unter einem Dache wohnen will, willkommen? Spart Eure schönen Redensarten, Mylady! Ich bin auch nicht aus purer Höflichkeit den weiten Weg durch diesen rauhen Nordost herübergeritten.“

„Ich weiß, daß Ihr den Schritt, den wir so sehr bedauern, aus Liebe, freilich aus mißverständener Liebe, zu uns thает“, entgegnete die Dame milde. „Setzt Euch nun nach dem scharfen Ritte an unser Kaminfeuer und laßt Euch einen Becher warmen Weines munden, den ich bestellen will.“

Der Greis setzte sich ohne ein Wort der Erwiderung an den Kamin, und die Gluth beleuchtete mit grellem Widerscheine sein Angesicht, das man ehrwürdig hätte nennen müssen, wäre nicht der Stempel innerer Unruhe und eines friedelosen Herzens seinen Zügen aufgeprägt gewesen. Es folgte eine Pause, in der Mutter und Kind fragend auf den Besuch schauten.

Da erinnerte sich der kleine John des Befehles seiner Mutter. Er trat also vor, und nicht ohne innern Kampf die Hand des Großvaters ergreifend, sagte er: „Die

Mutter hat mir befohlen, dich herzlich zu begrüßen, Großpapa.“

„Die Mutter hat es dir befohlen! Du würdest es also sonst nicht gethan haben, John?“ forschte Sir Richard, und bevor die Mutter ein vermittelndes Wort sagen konnte, antwortete der Knabe, dem Lüge und Verstellung fremd waren:

„Nein, solange du in die protestantische Predigt gehst, wollte ich wohl für dich beten; aber begrüßen wollte ich dich nicht.“

Der Eindruck, den diese schlichten Worte aus dem Munde des Enkels auf Sir Richard machten, war ein erschütternder: „Das mir,“ stöhnte er, „der ich alles, selbst meines Herzensruhe hinopfere, um Euch vor dem Bettelstabe zu retten! Dein Dheim und deine Mutter thun das Menschenmögliche, wie ich sehe, um auch dich und mit dir die Hoffnung unserer Familie zu vernichten. Es ist hohe Zeit, daß ich dazwischentrete.“

Auf einen Wink der Mutter verließ der erschrockene Knabe das Zimmer; dann wartete sie innerlich betend, bis der Zorn des alten Mannes sich legen würde.

Sir Richard war aufgesprungen und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer; endlich blieb er mit einer raschen Wendung vor der Dame stehen und sagte: „Ruht mir augenblicklich meinen Sohn; ich muß ihn sprechen!“

„Meinen Mann?“ fragte sie; „Ihr wißt ja, daß er zur See ist und vor sechs Monden kaum zurück erwartet wird.“

„Nicht Richard will ich sprechen—ja, wenn er nur hier wäre!“ entgegnete der Greis; „den andern, der uns alle ins Unglück bringt, den Priester.“

„Er ist nicht in Sanky-House,“ erwiderte die Dame ruhig.

„Er ist wohl hier. Meint Ihr denn, ich wisse es nicht? Drüben im Jagdzimmer wohnt er!“

„Man hat Euch falsch berichtet, Mylord,“ sagte die Dame und ergriff einen Leuchter. „Wollt Ihr mir in das Zimmer folgen und Euch selbst überzeugen?“

„Nun er mag augenblicklich abwesend

sein; aber er wohnt hier im Hause, oder wenigstens wißt Ihr, wo er ist. Ihr müßt mir diesen Abend noch eine Zusammenkunft mit ihm verschaffen," drängte Sir Richard.

Aber Lady WORTHINGTON wiederholte ruhig: „Das steht nicht in meiner Macht.“

„Wiederum steigerte sich des unglücklichen Greises Furcht zu einer fieberhaften Aufregung: „Ich will nicht, daß meine Familie am Bettelstab, oder im Armenhunderthurme, oder gar am Galgen ende!“ rief er. „Ich bin entschlossen, um jeden Preis mein Haus zu retten!“

„Doch nicht um den Preis der ewigen Seligkeit?“ fragte ernst die Dame.

„Spart Eure Predigten, Mylady, und hört, was geschehen muß, wenn Ihr nicht binnen Monatsfrist mit Eurem Kinde beteln gehen wollt!“ rief Sir Richard. „Der Priester, den Ihr beherbergt, muß fort aus England, und er muß es mir heute Nacht noch mit heiligem Eide schwören, daß er augenblicklich und für immer den englischen Boden verlassen werde, sonst hat er es seiner Halsstarrigkeit zuzuschreiben, wenn ich zu einem Schritte gedrängt werde, vor dem ich zurückschaudere. Wollt Ihr Eure Hand dazu bieten, die unheildrohende Person aus unserer Mitte zu entfernen?“

„Niemals!“ entgegnete die Dame mit Entrüstung. „Tausendmal lieber lebendigen Leibes in dem scheußlichsten Gewölbe des Londoner Towers vermodern!“

„So muß ich allein handeln!“ sagte der Greis mit dem unheimlichen Ausdrucke jener Entschlossenheit, deren Mutter die Furcht ist, in dem unruhigen Blicke. Gebt mir meinen Mantel und laßt mir mein Roß vorführen!“

„Was wollt Ihr thun?“ fragte die geängstigte Frau, in deren Brust ein schrecklicher Verdacht aufstieg.

„Ihr werdet davon hören, und es wird Euch vielleicht nicht lieb sein; aber es ist das einzige Mittel, und ich ergreife es aus Liebe zu Eurem Kinde, das mich seines Grußes nicht würdig hält“, erwiderte der Greis.

„Was habt Ihr vor, unglücklicher Mann? Ich ahne es! Thut es nicht, thut es nicht; bei Eurer unsterblichen Seele beschwöre ich Euch! Denkt doch, daß Ihr bald vor dem Richterstuhle dessen stehen müßt, der gesagt hat: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Eurer Tage können ja nicht mehr viele sein; das verkünden die weißen Haare Eures Hauptes!“ So fluchte in ihrer Herzensangst Lady WORTHINGTON zu ihrem Schwiegervater; aber auch dieses Mal verhallte der Ruf der Gnade ungehört in der Brust des Greises.

„Laßt es gul sein“, sagte er, „und erlaubt mir, jetzt zu scheiden; ich werde bei einem Freunde in Warrington erwartet.“ Damit schritt er hastig an der Frau vorbei, und wenige Minuten später hallte Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes und verlor sich rasch in der Ferne.

Lady WORTHINGTON betete noch eine Weile und dachte über die drohenden Worte Sir Richards nach. Was konnten sie meinen? Den feierlichen Uebertritt des Schwiegervaters zur Staatsreligion? Den Verrath des eigenen Sohnes? Sie mußte sich eingestehen, daß Sir Richard in seiner Aufregung selbst eines solchen verzweifelten Schrittes fähig wäre. Aber noch ein anderer Gedanke machte ihr Mutterherz erzittern. Es war dazumal nichts Seltenes, daß von Gerichts wegen katholische Kinder ihren Eltern genommen und fanatischen Protestanten zur Erziehung übergeben wurden, und Lady WORTHINGTON schauderte bei dem Gedanken, es könnte ihrem Schwiegervater einfallen, ihr durch Richterfrucht den Knaben zu rauben. Sie entschloß sich, gegen alle diese möglichen Fälle Vorsichtsmaßregeln zu treffen; ein vertrauter Diener wurde nach Warrington gesandt, um dem Priester zu bedeuten, er solle bis auf weiteres nicht nach Sankt-House zurückzukehren. Dann eilte sie auf sein Zimmer, um zu sehen, ob alles in den geheimen Fächern geborgen sei. Somit war für das Dringendste gesorgt; sie rief nun ihren Knaben und fragte ihn, ob er bereit sei, mit ihr nach dem Auslande zu rei-

fen, um dort seine Studien in einer katholischen Anstalt zu machen.

John, dessen Herzenswunsch das schon lange war, jubelte auf und erklärte sich augenblicklich reisefertig. „Dann darf auch ich Priester werden wie der gute Onkel Thomas,“ rief er, „und vielleicht werde ich gar ein Bischof, wie der andere Urtgroßvater, dessen Bild zu Blainsco hängt.“

Trotz all ihrer Angst mußte die Mutter bei diesen Worten ihres Lieblinges lächeln. „Bleibe nur fromm und brav,“ mahnte sie; „ob dich der Herr unter die Diener des Altars berufl oder nicht. Ruhe nun die Dienerschaft; es ist spät geworden und hohe Zeit, daß wir unsere gemeinschaftliche Abendandacht halten.“

Bald knieten die Hausgenossen vor einem Bilde Unserer Lieben Frau vom guten Rathe und beteten zusammen den Abend segnen. Zum Schlusse sang der kleine John mit klarer Stimme folgende Strophen, deren Schlussszeilen von allen wiederholt wurden :

Nun ist gekommen
Die dunkle Nacht;
Da ziehen die frommen
Englein auf Wacht:
Wachet auch ob unserm Thal
Ihr lieben Engel allzumal!

Gleich wie die Sterne
Durch Nacht und Grau'n
Aus Himmels Ferne
Herniederchau'n:
Schaut ihr hernieder mild und gut
Und nehmet uns in treue Hüt.

Ihr seid es geheiß'n
Von Unserer Liebfrau'n,
Der wir mit Lobpreisen
Kindlich vertrau'n:
Ja, Stern aus David, halte Wacht,
Bis golden der Morgen wieder lacht!

Während so die Bewohner von Sankt-House sich dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel empfahlen, ritt der alte Worthington nach der nahen Stadt, deren Thürme und Mauern sich dunkel von dem nächtlichen Himmel abhoben, wenn gerade auf Augenblicke die Sichel des Mondes

aus dem Gewölke hervortrat. Die Worte seiner Schwiegertochter waren doch nicht ohne Eindruck gewesen, und immer wieder tönte es in seinen Ohren: „Deiner Tage können nicht mehr viele sein—das sagen die weißen Haare deines Hauptes!“ Und der gute Engel rief ihm zu: „Zurück, Unglücklicher! Was willst du thun? Dein eigenes Blut verrathen und vor Freund und Feind mit Schmach und mit Schuld beladen in die Grube steigen?“ Er schauderte und ließ die Zügel auf den Nacken des langsam hinschreitenden Pferdes sinken.

Sir Richard war kein gewissenloser Mann; er hielt auf Ehre und Gerechtigkeit; er war auch nicht geizig, die Armen um Blainsco-Hall segneten ihn für manche milde Gabe. Aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Glanz seines Hauses ungeschmälert auf seinen Enkel zu vererben, kostete es, was es wolle. Das war der Zweck seines Lebens, und wenn der Mensch sich einmal so weit verirrt hat, daß er neben dem von Gott gesteckten Ziel und Ende ein anderes als gleichberechtigtes hinstellt, so steht er auf der abschüssigen Bahn, welche ihn unmerklich zu Thaten führt, vor denen er anfänglich zurückgeschauert wäre. So ging es auch Sir Richard; schon sahen wir ihn seinen Sohn verstoßen und sich durch den Besuch des protestantischen Gottesdienstes öffentlich von der Gemeinschaft der Kirche lossagen, und nun hegt ihn die Furcht, seines Zieles doch noch verlustig zu gehen, zu einer That der Verzweiflung.

„Ich kann nicht anders“, sagte sich der Greis und saßte den Zügel krampfhaft, und nach wenigen Minuten trug ihn das Pferd durch den dunklen Thorweg. „Es muß sein“, wiederholte er, als er vor dem Hause Sir Edmund Traffords, des obersten Sheriffs von Lancashire, hielt.

Er nannte der Thürwache seinen Namen und wurde eine steinerne Wendeltreppe zu einer gewölbten Halle hinaufgeführt, wo der Ritter mit einigen seiner Officiere beim vollen Humpen saß.

„Ihr seid Sir Richard Worthington von

Blainsco, wie man mir sagt," redete der Sherif den Eintretenden an, das geröthete Gesicht mit den weinfeuchten Augen dem Greise zuwendend, „und Ihr kommt wohl um Fürbitte für Euern Sohn einzulegen, dem wir glücklich auf der Spur sind. Natürlich—dem haben wir ihn, so kriegen wir auch Eure Geldsäcke, die schwer genug sein sollen. Daß Ihr dem Pfaffen Vorschub geleistet, liegt auf der Hand.“

„Ihr irrt Euch, Ritter Trafford," entgegnete Sir Richard. „Mein Sohn ging wider meinen Willen nach dem Festlande, und seit er von dort zurückkehrte, habe ich ihn enterbt. Nicht um für ihn, den ich nicht mehr meinen Sohn nenne, zu bitten, bin ich hierher gekommen, sondern um denselben, den Befehlen Ihrer Majestät gehorham, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, wie es einem treuen Unterthanen geziemt.“

„Wie?“ fragte der Beamte gehobelt und sich vorbeugend, als ob er seinen Ohren nicht trauen könnte, während alle Anwesenden betroffen den alten Mann anstarrten, der zitternd vor Aufregung sich mit der Rechten auf den Sichentisch stützte, indes sein scheues Auge den Blicken der Männer auswich. „Wie? Ihr wollt Euern eigenen Sohn verca—dem Gerichte übergeben?“

„Ist es denn nicht meine Pflicht, den Befehlen zu gehorchen?“ stammelte der Unglückliche, wohl fühlend, mit welcher Verachtung die Officiere auf ihn blickten. „Würdet Ihr anders handeln?“

„Ich?“ erwiederte der Obersherif; „nun, ich habe glücklicherweise keinen papistischen Pfaffen zum Sohne.“ Dann führte er den Lumpen zum Munde, stieß ihn aber wie angeekelt auf den Tisch zurück und sagte in frohigem Tone: „Ja wohl—Ihr handelt ganz dem Gesetze Ihrer Majestät entsprechend.—So sagt uns denn kurz und bündig, wo und wie wir ihn am besten fassen können.“

Der unnatürliche Vater machte seine Mittheilungen und fügte zum Schlusse die Bitte bei, man möge seinen Entel von dessen Mutter trennen und ihn nach Blainsco-Hall

bringen, damit der Knabe nicht zu einem unverbesserlichen Papisten erzogen werde. Man dankte für seine Meldung kurz und versprach, die Angelegenheit betreffs des Knaben bei dem nächsten Gerichte in Preston zu befürworten,—dann konnte Sir Richard gehen.

Die Officiere schauten ihm finster nach, und als die Thüre hinter ihm ins Schloß fiel, schlug der Obersherif mit der Faust auf den Tisch, daß die Lumpen klirrten, und sagte: „Hol' mich der Henker, wenn ich nicht lieber den alten Judas an den Galgen lieferte als seinen Sohn, so verhaßt mir auch sonst die Meßpfaffen sind!—Jetzt wissen wir erst nicht, ob wir ihn kriegen. Das Ganze ist am Ende doch nur ein Kniff, um den eigenen Beutel zu wahren und uns auf eine falsche Fährte zu führen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Alte vorher zu Sankt-House gewesen wäre und seine Warnung an den Mann gebracht hätte, bevor er hierher nach Warrington kam—erkündigt euch darnach! Und nun, Will, was ist Eure Meinung?“

„Meine Meinung ist," erwiederte der mit Will angeredete Unterherif, „daß wir es heute Nacht noch versuchen. Die Mersey-Brücke hier in Warrington wurde streng bewacht, und auch nach Fiddlers-Ferry habe ich es melden lassen; über den Fluß ist er also nicht entkommen. Die Wege nach Appleton und Farnworth sind ebenfalls seit Mittag besetzt, und ich stehe dafür, daß der Pfaff noch bei Unbruch der Nacht in Sankt-House war. Wenn wir ihn nicht erwischen, so sage ich mit Euer Lordschafft: der alte Fuchs hat ihn gewarnt, und dann, so wahr ich Sherif bin, muß er daran glauben!“

„Auf jeden Fall bemächtigt Euch des Knaben; es wird ein leichtes sein, aus ihm das Versteck des Pfaffen und vielleicht noch manches andere zu erforschen. Ich gebe Euch zwanzig Mann, Ihr könnt sie selber auswählen. Macht, daß Ihr gegen drei Uhr auf dem Platze seid; der Mond ist dann unter, und die Fluth, die gegen halb

vier Uhr auf ihrer Höhe steht, verhindert jedes Entkommen über den Fluß. Zwei Kronen demjenigen, der den Pfaffen festnimmt."

So planten die Häfcher. In Sankt-Hause aber hatte sich der süße, Schlummer der Unschuld mit seinen goldenen Träumen auf den kleinen John herabgesenkt. Er besand sich in der weiten Hallen eines katholischen Domes und sah den hehren Gottesdienst der Kirche in seinem Glanze, wie er ihn nur aus den Beschreibungen seines Onkels kannte. In Gold gekleidete Priester umringten den Altar, Weihrauch-Wolken wallten und die Orgel rauschte durch die menschengesüllten Schiffe. Wie gerne hätte

auch er unter den dienenden Knaben im Chore gestanden; aber es war, als ob er gefesselt wäre, er konnte nicht hinkommen, bis ihn endlich Mutter und Onkel an der Hand faßten und zum Altare führten.

Nicht so sanft träumte Lady Worthington. Lange stoh der Schlummer ihre Augen; sie hörte den Wintersturm um die Siebel des Hauses heulen und an den alten Weisenstern rütteln und bakte und dachte ihres Kindes und des unglücklichen Schwiegervaters. Erst spät nach Mitternacht schlossen sich ihre Lider und stellte sich ein unruhiger, von schweren Träumen beängstigter Schlaf ein.

(Fortsetzung folgt.)



Die Andacht zur Mutter Gottes ist ein sehr wichtiges Mittel in der Erziehung.

Eines der mächtigsten Hilfsmittel in der Erziehung ist die Andacht zu Maria. Es sprach nämlich die Himmelstörigin selbst zur heiligen Brigitta: „Sorge dafür, daß deine Kinder auch meine Kinder sind.“

Besonders bei ungerathenen Kindern, die man bisweilen selbst in den frömmsten Familien antrifft, wo die Mutter und der Vater mit ängstlicher Sorgfalt die Kinder in der Furcht des Herrn erzogen haben, dürfen die Eltern dieses unverschuldete Ungerathensein als Strafe oder als Erprobung ansehen und deshalb voll Vertrauen und Geduld und Beharrlichkeit flehen zur Mutter der Gnade. Hat aber die Mutter oder der Vater durch Leichtsin in der Erziehung, durch Mangel an Aufsicht und Wachsamkeit wenigstens theilweise Schuld am Mißrathen der Kinder beigetragen, so, dann mögen sie vor allem bereuend Buße thun und, was noch möglich ist, gut machen und wieder in Ordnung bringen. Mit Mund und Herz-unter Thränen flehet dann oft die schmerzhaft Mutter Gottes an: sie möge doch durch ihre mächtige Fürsprache bei ihrem göttlichen Sohne Jesus Christus den verirren Sohn, die verirre Tochter wieder zurückführen auf den Pfad der Tugend, auf den Weg zum Himmel.

Vor dir Gottesmutter,
Knieen wir am Altar;
Deinem Sohn zu bringen
Unsere Kinder dar.
Schau, aus deinen Händen
Nimmst er gern sie an,
Nichts der lieben Mutter
Er verweigern kann.

Der hl. Alphonjus weist deshalb alle unglücklichen Mütter, die verdorbene Kinder haben, mit Zuversicht zur lieben Mutter Gottes hin, wozu er sie mit den Worten ermunthigt, daß Maria deshalb jenen bitteren Schmerz erleben mußte, ihren Sohn, der schuldlos sich von ihr entfernte, drei Tage lang suchen zu müssen, um durch das Verdienst jenes Schmerzes allen Müttern ihre schuldhaft verirren Kinder finden und retten zu helfen.

Zum Schlusse aber hallet, liebe Eltern, auch eure Kinder an, Maria, die Mutter Gottes, recht zu verehren. Dieses könnet ihr besonders thun, indem ihr ihnen die schönen Gebete lehrt, z. B. das „Salve Regina“, das „Gedenke, o gütige Jungfrau“, und besonders auch das so nützliche Gebet, um die Tugend der heiligen Reinigkeit zu erhalten und zu bewahren: „O meine Gebieterin, sei meine Mutter.“ So werdet auch ihr die Worte der allerfestigsten Jungfrau einigermaßen befolgen, welche sie zur heiligen Brigitta sprach: „Sorge dafür, daß deine Kinder auch meine Kinder sind.“